Wer trifft das Rechte?

Roman

von

Hermann Heiberg.

Erster Band.

Leipzig, 1892.
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. R. Hofbuchhändler.

Seiner lieben Schwester

Frau Nanny Friedrichs

in Kiel

gewidmet.

Es war im Schneemonat Februar um die Mittagszeit, als in einem villenartig gebauten Hause der nordischen Stadt F. ein junges Mädchen das Fenster weit aufriß, den schlanken Leib hinausbog und die frische Luft begierig einsog, die wirklich frisch und stärkend war; man sah es der Dame an, wie ihr der kräftige Atem wohlthat. Sie schaute sich um und warf den Blick zum Himmel hinauf, an dem die goldene Sonne stand, die den gegenüberliegenden Teil der Straße mit glänzenden Lichtern übergoß. Unten an der Ecke der Straße ertönte die Musik einer Drehorgel. Kinder jauchzten und lachten.

Nun erscholl ein langgezogener Pfiff; ihm folgte ein lustiges Oho! und dann flog der jungen Dame plötzlich ein zwar weicher, aber sehr feuchter Schneeball ins Gesicht.

Erschrocken fuhr sie sich mit der Hand über die Augen und die benetzten Wangen und schaute zorn-

sprühend auf die Straße hinab, um zu erspähen, von wem diese Bosheit ausgegangen sei. Sie bemerkte zwei junge Herren der besseren Stände, von denen der eine lachend weiter ging, der andere jedoch mit einer Miene stehen blieb, die deutlich verriet, daß das, was geschehen, ihn selbst über die maßen erschreckt hatte. Die junge Dame aber, Fräulein Marianne La Croix, Tochter des Geheimen Sanitätsrats La Croix, zog sich mit unwirsch stolzer Miene zurück und schloß, um ihren Ärger um so kräftiger an den Tag zu legen, unter starkem Geräusch das Fenster.

Kaum drei Minuten später ward an der Klingel des Hauses gezogen, und es erschien die alte Magd Christine und meldete in ihrem Hamburger Dialekt dem Fräulein einen Herrn an. Sie überreichte ihr eine Karte, auf der des Besuchers Name stand, und Marianne las: Dr. jur. Freiherr von Krimm.

„Der will Papa sprechen."

„Ne, ne", betonte Christine entschieden, „er will zu das Fräulein und hat es mich ausdrücklich gesagt."

„Nun denn, gut, ich lasse bitten!" entschied die junge Dame und setzte sich, rasch das weiche Haar zurückstreichend, an dem immer noch einige feuchte Spuren des Schneeballs hafteten, in Empfangs-

positur. Sie hatte keine Ahnung, wer der Fremde sei. Ein Dr. jur. von Krimm war ihr niemals vorgestellt worden. Indes, die Sache würde sich ja aufklären.

Nun ward geöffnet, und der Fremde trat näher. Er machte eine ausgezeichnet korrekte Verbeugung, aber zugleich eine verlegene Miene, und das war auch begreiflich, da Herr von Krimm der Schneeballwerfer war.

„Ich komme, mein hochgeehrtes Fräulein", hub er an, „um mich wegen meiner Ungeschicklichkeit zu entschuldigen. Der Schnee, den ich aufraffte, galt einem guten Freunde, und ich kann nur heilig versichern, daß ich mich erst noch weiter üben werde, bevor ich abermals einen Ball schleudere. Wie schlecht ich ziele, haben Sie ja leider erfahren müssen. — Sollte Ihnen übrigens meine reuevolle Entschuldigung nicht genügen, mein gnädiges Fräulein, dann legen Sie mir gütigst eine Buße auf. Ich bin zu allem bereit! Wenn wir noch in der Zeit der Kreuzzüge lebten, würde ich Ihnen vorschlagen zu befehlen, daß ich mich zur Sühne meiner Unthat einem Heereszug nach Jerusalem anschließen solle; jedenfalls werden Sie hieraus erkennen, wie hoch ich mir selbst mein Vergehen anrechne."

Krimm sprach das alles sehr schnell und fließend, halb ernst, halb launig, aber jedenfalls so, daß es

unmöglich war, ihm zu zürnen. Sein lustiger Humor hatte etwas Bezwingendes, und dem unterlag auch die junge Dame, obgleich die Form, mit der Herr von Krimm sich einführte, sie anfänglich hatte befremden wollen, und sie geneigt gewesen war, ihm steif zu begegnen. Aber sie gehörte selbst nicht zu den Schablonenmenschen, und so sagte sie denn:

„Jeder andere würde sich im gleichen Falle ohne Entschuldigung davongemacht haben. Daß Sie hergekommen sind, Herr Doktor, verrät ein gutes Herz und Erziehung. Ich danke Ihnen, daß Sie beides besitzen und an den Tag legen; die Verzeihung gewähre ich Ihnen unter einer Bedingung."

„Ah", machte der junge Mann, mit komischem Pathos sprechend, „mir ist zu mute, als sei ich plötzlich in einen unbekannten Himmel versetzt. Ich bitte, mein gnädiges Fräulein, sagen Sie, was ich thun soll."

„Sie sollen, — aber wollen Sie nicht gütigst Platz nehmen, Herr Doktor? — Also Sie sollen um die übliche Visitenzeit meinen Eltern Ihre Aufwartung machen und den Wunsch aussprechen, den Herrn Geheimen Sanitätsrat und seine Gemahlin häufiger besuchen zu dürfen. Natürlich aber nur in dem Fall, daß Ihnen selbst dieser Gedanke sympathisch ist."

„O, mein Fräulein“, fiel der Doktor ein, und etwas Strahlendes flog über seine Züge, „ich bin Ihnen von ganzem Herzen dankbar für die Erlaubnis. Sie können mir ja keinen deutlicheren, liebenswürdigeren Beweis Ihrer Verzeihung geben.“ Und abbrechend und in einen etwas ernsteren Ton fallend, fuhr er fort: „Ich denke mir den Verkehr in Ihrem Hause außerordentlich anziehend und werde abends viele Dankgebete gen Himmel senden, daß meine Ungeschicklichkeit mir zu einer so wahrhaft berauschenden Aussicht verholfen hat.“

„Nun,“ entgegnete Marianne und spitzte den hübschen Mund, „sehr plaisierlich ist es, glaube ich, nicht in unserem Hause, aber ich denke, daß Sie vielleicht helfen werden, Leben hinein zu bringen. Mir ist, als ob ich Sie schon lange Jahre kennte, und ich kann mir nicht denken, daß wir jemals an Ihnen etwas Unliebsames erleben werden.“

Die letzten Worte sprach Marianne mit drolligem Ernst. Dann aber flog ein lustiges Lachen über ihr zart geschnittenes, auch durch zarte Farben verschöntes Gesicht. Zugleich schaute sie auf eine im Zimmer stehende Uhr und sagte rasch:

„Herr Gott, es ist ja schon an zwei vorüber! Ich muß nach meinen Kochtöpfen sehen und die Klöße einsetzen. Also, geehrter Herr Doktor, Sie

müssen sich jetzt empfehlen! Sie aber bald wieder zu sehen, wünscht Ihre ganz ergebene Marianne La Croix. Ich sehe nämlich nicht ein, warum man nur einen Brief mit dieser Formel beenden soll," schloß sie neckisch und entließ den Herrn mit einem Knix.

Der Doktor wußte gar nicht, wie ihm geschehen war. Als er wieder auf die Straße trat, schaute er sich noch einmal um, ob nicht vielleicht Mariannens Gesicht hinter den Fenstern zu sehen sei. Er hoffte es. Aber aus den Scheiben blickten nur langweilige Rosenstöcke und andere hochgewachsene Topfpflanzen hervor, und so ging er denn seinen Weg, den Kopf voll von Gedanken.

Es befremdete ihn außerordentlich, daß noch ein anderer Mensch, und nun gar ein junges Mädchen, etwas von der ihm eigenen unbefangenen Art, sich zu geben, besaß. Marianne erschien ihm ganz anders als andere Menschen. Auch ihm war's, als ob er sie schon seit langem kenne, und als ob er an ihr einen guten Freund gefunden habe.

Krimm ging der Stadt zu in das Wirtshaus Zum kleinen Karl, wo er sein Mittagsessen einzunehmen pflegte. Ein halbes Stündchen später saß er in dem niedrigen, gemütlichen Zimmer am Speisetisch und rief dem Kellner zu, der das eine Bein nachzog, sonst aber wie ein Geheimrat aussah: „Die

Suppe ist heute wieder einmal für Kamele zubereitet, nicht für Personen juristischen Standes. Gießen Sie die nur wieder in den Kochtopf, guter Klecks, und bringen Sie mir Königsberger Klops."

Klecks zog bedauernd die Achseln, nahm den Teller fort und ging.

Nun trat ein Herr ins Zimmer und setzte sich an den gleichen Tisch mit Krimm. Er war groß, hünenhaft gebaut und hatte einen scharfgeschnittenen, intelligenten Philosophenkopf, durch den er unwillkürlich die Blicke fesselte. Aber auch die unmoderne Kleidung, die er trug, machte seine Erscheinung auffallend. Indessen sah er nicht nur klug, sondern auch gutmütig aus, und wenn er lachte, erschien sein Gesicht jung und lebensfrisch und ließ an seinem Alter irre werden. Er nickte Krimm kurz zu und sagte:

„Ich hoffte, Dich hier zu treffen, Leopold, und möchte eine Frage an Dich richten: Kannst Du mir das Mittagessen pumpen? Denn sonst muß ich wieder verschwinden."

Krimm erwiderte nicht sogleich, sondern zog sein Taschenbuch heraus, suchte eine Weile darin und sagte dann, ohne aufzublicken, während er schrieb:

„Macht also jetzt hundierteinundsechzig Mark fünfzig Pfennig, — mit heute. Stimmt's, Kranach?"

„Bei Dir führe ich kein Buch, da Du so gütig bist, es zu übernehmen," entgegnete Kranach pathetisch „aber ich vertraue Dir wie einem Gott über den Wolken!" Und „Klecks!" rief er laut durch den Raum.

„Halt!" fiel Krimm ein, „nur keine Suppe! Die schmeckt, als ob der Schnürleib einer alten Jungfer in Essig gekocht wäre! Fürchterlich, ich warne Dich! Aber Königsberger Klops, die sind ja beim Kleinen Karl berühmt. Die lass' Dir nur kommen."

„Also noch einmal Klops?" fragte Klecks und brachte bald darauf dem Doktor das Bestellte. Aber seine Miene war jetzt bei weitem nicht so ehrerbietig wie vorher, als er mit Krimm geredet hatte.

„Unausstehlicher Klecks, dieser Klecks," murmelte Kranach.

„Gieb ihm Trinkgelder, und er wird hinreißend sein," sagte Krimm. „Versprich sie ihm wenigstens, das ist schon etwas. Wer weiß, Kranach, Du wirst am Ende doch noch einmal Millionär."

„Dazu hat jeder andere Zweibeinige mehr Talent als ich," erwiderte der Angeredete und schaute gleichzeitig verlangend auf die Fleischspeise, die Krimm mit großem Behagen verzehrte.

„Sag 'mal, Kranach, ich habe Dich einige

Wochen nicht gesehen. Was treibst Du gegenwärtig? Bist Du eigentlich durch mit dem Examen?“

„Ja, damit bin ich durch. Ich habe mir sogar den ersten Charakter mit Auszeichnung geholt. Und was ich treibe oder vielmehr getrieben habe, will ich Dir sagen. Mein Onkel schickte mir nach überstandenem Examen hundert Mark extra. Da habe ich mir einen Shakespeare und eine Kiste Rotwein gekauft und habe vierzehn Tage lang Rotwein getrunken und Sha espeare gelesen. Es war wundervoll! Zwei der schönsten Wochen meines Lebens.“

„Na, und nun?“ lachte Krimm und sah seinem Freund beifällig ins Gesicht.

„Ja, jetzt muß ich mich irgendwo auf die Praxis werfen und die Komödie der Weisheit spielen, die bekanntlich den Ärzten zu Kranken und Einnahmen verhilft. Ich will aber vorher noch einige Monate bummeln. Das fortwährende Arbeiten hält der Teufel aus.“

„Ja, entsetzlich hast Du Dich abgemüht!“ lachte Krimm. „Ich glaube, im ganzen Staate giebt es keinen Kerl mit so vielen Semestern.“

„Ja, das kommt daher,“ entgegnete Kranach und machte sich ans Essen, „weil ich die Dinge anders auffasse und anpacke als der Durchschnitt. Die gewöhn-

lichen Menschen meinen, wenn ein gewisses Pensum irgendwo vorgeschrieben ist, dann muß es auch durchaus abgearbeitet werden. Ich aber stelle mich morgens vor den Spiegel und halte Zwiegespräche mit mir selbst, und eins dieser lautet: ‚Vergiß die bequemen Freuden des Lebens nicht, überhaste dich nicht, Kranach, morgen bist du vielleicht tot, und dann hast du nichts von deinem Dasein gehabt.‘ Ist das recht?“

„Mensch, wo sind denn Deine Klops geblieben?“ fragte Krimm, ohne die Frage zu beantworten, und guckte auf seines Freundes Teller. Rein und glatt, als ob ein Kätzlein bei der Mahlzeit gewesen wäre, sah das Porzellan aus.

„Ja, weißt Du, ich habe heute morgen noch gar nicht gefrühstückt. Es war nicht möglich, irgendwo einen Pump anzulegen; selbst meine Waschfrau, Minna Triller, die doch sonst immer in der Not aushilft, erklärte heute, sie brauche einen Kranz für ihre tote Tante, und anstatt mir Geld zu geben, erzählte sie mir eine unglaublich lange Sterbegeschichte von ihrer Verwandten. — Bitte, ein Diner hast Du heute für mich notiert? Kann ich dann noch einmal Klops essen? Ich möchte am liebsten noch zweimal nehmen, und damit ich in der Gewohnheit bleibe, werde ich eine Flasche Rotwein

trinken. Erlauben Ihre Mittel Ihnen das, Herr Doktor von Krimm?"

„Klecks! Eine Flasche Rotwein, Gelbsiegel, und noch einmal dasselbe Gericht! Auch etwas Brot bringen Sie noch."

Nachdem die Freunde in solcher Weise eine Weile geschwatzt hatten, rückte Kranach näher an Krimm heran und sagte:

„Du, Krimm, ich möchte Dir etwas mitteilen, was mir auf dem Herzen liegt, und Du kannst mir vielleicht helfen. Es ist eine ganz verteufelte Geschichte, eine, wie sie mir noch nie passiert ist."

„Na, dann expliziere Dich, ich höre," entgegnete Krimm und zündete sich, da er seine Mahlzeit beendet hatte, eine Zigarre an. Und die Redeweise des Freundes nachahmend, schloß er: „Was es auch sei, Theodor Kranach, es soll bei mir verborgen ruhen wie eine Perle am Meeresgrunde."

„Es wohnt nämlich," hub Kranach an, „da draußen in einer der neuen, vornehmen Straßen ein gewisser — ein Doktor, ein Mediziner, ein Sanitätsrat Le-Krau oder Krü —"

Krimm horchte gespannt auf.

„Dieser Sanitätsrat hat es verstanden, der Welt ein allerliebstes Töchterchen zu schenken. Marianne heißt die süße Schneeflocke."

„Schneeflocke?“ stieß Krimm heraus, und etwas wie Bestürzung malte sich auf seinen Zügen. Er wünschte der Sache gleich auf den Grund zu kommen und sagte deshalb: „Nicht Le-Krü oder Krau heißt der Mann, sondern La Croix. Dein Namengedächtnis war allzeit herrlich, schon auf der Schule.“

„Gott sei Dank, Krimm, ich konnte nicht auf den Namen kommen. Mensch, kennst Du sie vielleicht?“

„Nein — nein — aber ich weiß zufällig, daß ein Geheimer Sanitätsrat mit solchem Namen dort wohnt. Aber nun erzähle weiter, Kranach.“

„Als in diesem sonnigen Herbst auf der Schützenwiese der Jahrmarkt abgehalten wurde, wanderte ich täglich hinaus, weil mir das verteufelt viel Vergnügen machte. Auch ließ ich keinen Tag vorüber gehen, ohne mich auf das Karoussel zu setzen; bisweilen bin ich eine halbe Stunde gefahren. An einem Sonnabend, kurz vor Schluß des Marktes, begab ich mich in der Mittagsstunde hinaus, und obgleich keine Menschenseele da war, setzte der Besitzer des Karoussels doch seine Maschine in Bewegung. Ich machte mir's auf einem Platz bequem, rauchte meine Zigarre und ließ mich eine Viertelstunde im Kreise drehen. Nun muß ich zugeben, daß es einen eigentümlichen Eindruck macht, so allein im Karoussel herum zu fahren. Aber ich wunderte

mich doch sehr, daß zwei junge Damen, die spazierend vorüber kamen, still standen, mich fortwährend anstarrten und heimlich kicherten.

Am Ende hat doch jeder das Recht, sich für sein Geld ein Vergnügen zu machen, und wo steht denn geschrieben, daß immer mehrere Personen in einem Karoussel sitzen müssen? Da die jungen Mädchen nun noch immer nicht vom Platz wichen, vielmehr mit dem süßen Geplauder ihrer Augen und Mienen fortfuhren, ließ ich die Schindmähre, welche die Löwen, Tiger und anderen reißenden Tiere in Bewegung setzt, halten, trat rasch auf die beiden Damen zu und fragte mit launiger Höflichkeit, ob ich das Vergnügen haben dürfe, ihnen Plätze in dem Karoussel anzubieten. Es war ein göttlicher Tag. Die Sonne schien mild und durchleuchtete die Gegend. Die Luft war rein und klar, und so im Freien Karoussel zu fahren und sich auf der Drehorgel eine Opernmelodie vorspielen zu lassen, machte mir ein ganz unbeschreibliches Vergnügen. Das stellte ich auch den jungen Damen vor, während ich sie ermunterte, meiner Aufforderung Folge zu leisten. Unter der guten Laune, die sie beherrschte, und bei dem Sinn für das Ungewöhnliche, der ihnen eigen zu sein schien, willigten sie denn auch nach einigem Zaudern ein.

Ich setzte mich auf einen Tiger und ritt voran, und die beiden Damen nahmen auf zwei Löwen mit lang heraushängender Zunge Platz. Hin und wieder wandte ich mich um und machte eine höfliche Verbeugung oder erkundigte mich nach der Gangart der wilden Bestien, und stets erfolgte ein Gruß oder eine zierliche Antwort zurück. Endlich war für den das Karoussel drehenden Gaul und den Orgelspieler die Mittagszeit gekommen, und das Vergnügen mußte ein Ende haben. Als ich aber für mich und die beiden Damen bezahlen wollte, bemerkte ich zu meinem Schrecken —"

„Daß ich kein Geld bei mir hatte", fiel Krimm lakonisch ein.

„Du könntest um Deiner Divination willen ein Priester der Isis werden," entgegnete Kranach, „aber höre weiter. Der Besitzer des Karoussels behauptete, daß ich ihm auch das letztemal das Fahrgeld schuldig geblieben sei, und machte mir in Gegenwart der Damen einen unerfreulichen Auftritt, und dies bewirkte, daß eine von ihnen, welche Fräulein Marianne La Croix hieß, die sämtlichen Kosten der Lustfahrt bezahlte. Das war mir auf der einen Seite sehr angenehm, auf der andern aber auch störend und peinlich. Denn wenn man jemanden zu einer Lustpartie, zum Beispiel zu einem Ausflug

auf einem Dampfschiff, einladet, so ist es doch mindestens ungewöhnlich, daß man seine Gäste bezahlen läßt. Darin wirst Du mir recht geben, Krimm!"

„Ja, darin muß ich Dir durchaus recht geben," erwiderte Krimm und löste die Asche von seiner Zigarre.

„Übrigens nahmen die jungen Damen mir die Sache nicht übel," fuhr Kranach fort. „Sie behandelten mich, wie man etwa einem Waisenknaben oder einem unschädlichen, in einer Irrenanstalt untergebrachten Individuum zu begegnen pflegt. Ich aber schwur, die Schuld möglichst bald zu tilgen; ich schwur es bei dem Barte des Propheten."

„Du hast es aber bei dem Schwur bewenden lassen, nicht wahr, Kranach?" fiel Krimm, verständnisvoll lächelnd, ein. „Es wäre auch eine solche Abweichung von Deinen sonstigen Lebensgewohnheiten, daß —"

„Ich hatte wirklich die Absicht, den Schwur zu erfüllen", entgegnete Kranach stolz. „Aber bei meinem verdammt schlechten Gedächtnis hatte ich natürlich schon den Namen des jungen Mädchens vergessen, als wir uns am Kreuzthor trennten. Bevor wir auseinander gingen, sagte sie, mich schalkhaft anblickend:

„Wir danken Ihnen sehr, mein Herr, für das

große Vergnügen, das Sie uns bereitet haben. Es war wirklich höchst amüsant. Nur zu einer größeren Vergnügungstour, wie sie zum Beispiel Stangen veranstaltet, möchten wir nicht gern eine Einladung von Ihnen erhalten. Die Sache könnte doch unsern Etat überschreiten."

Dabei brachen sie beide in ein lustig ansteckendes Lachen aus, und ich lachte mit. Und gerade diese Unbefangenheit und Schalkhaftigkeit war es, die mich zu dem einen der Mädchen so überaus hinzog und den Anlaß gab, daß sie mir seit dem Tage dieser Begegnung nicht mehr aus dem Sinn gekommen ist. Weißt Du, Krimm, das Mädchen sah aus wie eine eben aufgebrochene Weißdornblüte! Sie war von einer unschuldigen, mädchenhaften Schönheit, und so klug schaute sie drein, daß man an ein neues Weltwunder hätte glauben können. Die andere — die andere — weißt Du, hatte einen Antilopenkopf, und diese Tiere haßte ich schon, als ich sie als Knabe in meinen Bilderbüchern abgemalt sah. Indessen ist das von keinem Belang, beide kann ich sie ja doch nicht heiraten, schon weil die mohammedanischen Gesetzbücher bei uns keine Gültigkeit haben. — Gerade in den letzten Tagen ist mir nun wieder der Name La Crü aufgedämmert. Während der ganzen Zeit hatte ich mir den Kopf darum zerbrochen."

„Und dennoch mit merkwürdig geringem Erfolg, Kranach, da das junge Mädchen immer noch La Croix heißt.“

„Na ja, na ja, ganz richtig“, entgegnete Kranach. „Aber ich hatte das Glück, ihr noch einigemal zu begegnen, und jedesmal setzte sich ein Brummkreisel in meinem Innern in Bewegung. Die Sache ist nun: Wie komme ich dem Mädchen näher? Wie stellt man es an, sich zu verloben und eine Frau zu ernähren, wenn fast die einzigen Einnahmen, über die man verfügt, aus Anleihen bei einer Waschfrau mit Namen Minna Triller bestehen, deren Etat zudem so minimal ist, daß es unbegreiflich erscheint, daß sie stets so hübsch gewaschene Hauben auf dem Kopfe trägt. Und nun ganz ernsthaft, liebster Doktor Josef von Krimm . . .“

„Ich hieß schon auf der Schule Leopold, lieber Freund. Daß selbst bei mir Dein Namensgedächtnis versagt, ist in der That eine geniale Leistung. Doch nun zu Deiner Frage: Mach einen Besuch in dem Hause und laß Dich einladen, dann findet sich alles von selbst, immer angenommen, daß auch Fräulein La Croix in langen, schlaflosen Nächten nach Dir seufzt.“

„Hm, hm, ganz gut. Was sollen aber die jungen Damen davon denken, daß ich damals kein Fahrgeld

bei mir hatte und es noch nicht ersetzt habe? Und jetzt kann ich es doch unmöglich noch zurückgeben? Nebenbei würde ich auch augenblicklich nicht imstande dazu sein. Du müßtest schon die Güte haben, lieber Krimm, mir noch einmal auszuhelfen."

Krimm brach in ein helles Lachen aus und forschte mit neugierigem Interesse in den Mienen seines Freundes. Es war wirklich oft schwer, zu ergründen, ob Kranachs Humor sich geltend machte, und er sich selbst verspottete, oder ob er im Ernst sprach. Jedenfalls aber konnte man ihm nicht gram werden, und da Krimm ihn nicht als Nebenbuhler bei der hübschen Marianne fürchtete, so endete er das Gespräch mit der Erklärung, daß er vielleicht Gelegenheit habe, ihn bei La Croix einzuführen, und mit dem gleichzeitigen Versprechen, solches einzuleiten.

Nachdem dann Kranach noch einige Liqueure auf seines Freundes Wohl und für dessen Rechnung getrunken hatte, trennten sie sich zu Kranachs Befriedigung mit der Abrede, daß Krimm über das Ergebnis seiner Bemühungen schriftlich oder mündlich Bericht erstatten solle.

Kranach schlenderte langsam durch die sonnendurchwirkten, von glänzendem Lichte umfluteten Straßen, hielt dann aber inne und betrat einen Zigarrenladen, in welchem er sich Tabak einhandeln

wollte. Auch hier zog er nie die Geldbörse, vielmehr schob er das gewählte Paket mit den gewohnten Worten unter den Arm: „Schreiben Sie es mir zu dem übrigen, Herr Tondör, ich komme nächstens und mache eine größere Abzahlung.“

Da Kranach diesen Mann erst seit einigen Monaten zu seinem Hoflieferanten ernannt hatte, so lebte derselbe noch in dem Glauben, einen zwar etwas eigentümlich gearteten, aber durchaus zahlungsfähigen Kunden zu bedienen. Verschiedene andere Zigarrenhändler waren Kranach durch ihre fortwährenden Mahnungen lästig geworden, und er wählte sich seinen Bedarf deshalb jetzt bei Herrn Tondör.

Nach Erledigung des Geschäfts begab sich Kranach wieder auf die Straße, schaute in die Läden, studierte die Titel der Bücher in den Schaufenstern der Buchhändler, beobachtete ein paar Hunde in ihren possirlichen Sprüngen, war so zerstreut, daß er eine alte Botenfrau mit einer Stahlbrille auf der Nase fast umgerannt hätte, und wandte endlich seine Schritte nach Hause.

Kranach hatte eine Gartenwohnung inne, oder er lebte vielmehr in einem zu einem unbebauten Grundstück gehörenden Gartenhäuschen, welches im Besitz eines reichen Sonderlings war, der sich schon

jahrelang von F. fern hielt. Von dem Verwalter des Grundstücks war sie Kranach, zu dem er eine Neigung erfaßt hatte, für ein billiges eingeräumt worden, und eine in der Nähe wohnende Dame, die Kranach unter ganz besonderen Umständen kennen gelernt, hatte ihm die erforderlichen Möbel statt des ursprünglichen kümmerlichen Hausrats hineingesetzt.

Die Unordnung, die in der aus einem einzigen Raume bestehenden Wohnung herrschte, hatte einen genialen Anstrich und entbehrte nicht eines gewissen Reizes. In der Mitte stand ein langer Tisch mit einer tief herabreichenden Decke, auf die Schriften und Bücher gehäuft waren, und rechts daneben ein großer, behaglich eingesessener Lehnstuhl, in dem Kranach von seinen schweren Sorgen auszuruhen pflegte.

An den Wänden befanden sich ein mit allem möglichen Krimskram besetzter Schreibtisch und einige alte, aber nette Möbel und Regale mit Büchern, von welchen letzteren auch viele auf dem Fußboden aufgeschichtet waren, und im Hintergrunde versteckte sich ein Bett hinter einem altmodischen mit geblümtem Stoff bezogenen Wandschirm. Hübsche, helle Gardinen waren an den bogenförmigen Fenstern befestigt, und die Wintersonne schien hinein und beleuchtete Kranach und seine gemütliche Umgebung.

Zunächst begann letzterer, als er nach Hause

gekommen, sich eine Tasse Kaffee zu bereiten, und während das erfrischend narkotische Aroma aus der dampfenden Maschine das Zimmer erfüllte, holte er eine seiner langen Pfeifen hervor, zündete sie an und fügte zu dem Duft des Kaffees den nicht minder anheimelnden des Tabaks. — Kranach rauchte durchaus keine schlechte Sorte, seine Mittel erlaubten ihm Portorico Nr. 1 zu kaufen. — Alsdann ergriff er ein Buch, und zwar den Don Quijote, lehnte sich in seinen Sessel zurück und paffte mit langen Zügen.

Er befand sich in einer ganz außerordentlich wohligen Stimmung, und nur ein Gedanke beunruhigte ihn: wo er den Abend zubringen solle.

Ein Haus freilich gab es in F., wo er immer willkommen war, und wo ihm fast mehr geboten wurde, als er verlangte; es war das Heim der erwähnten Dame, einer jungen Witwe. Aber der Verkehr mit ihr hatte etwas Beänstigendes für Kranach, weil sie, abgesehen von ihrer Mildherzigkeit, noch einen andern Zweck verfolgte.

Frau von Elstern hatte es sich nämlich in den Kopf gesetzt, Doktor Kranach zu heiraten, und ihm lag kein Gedanke ferner als eine solche Verbindung.

Theodor Kranach, der einzige Sohn eines reichen Danziger Kaufmanns, war in seiner Jugend sehr

verwöhnt worden. Später hatte sein Vater alles verloren und war gerade gestorben, als er sich wieder emporzurichten versucht hatte. So war denn der junge Gymnasiast zu dem Bruder seines Vaters gekommen, und dieser, ein sehr vermögender aber äußerst knauseriger Junggeselle, hatte sowohl den Schüler wie den späteren Studenten sehr knapp gehalten. Auch waren viele heftige Auftritte zwischen Onkel und Neffen erfolgt, weil die Studienzeit Theodors dem ersteren ungewöhnlich lang erscheinen wollte. Aber Verwandtschaftsgefühl und eine gewisse bestrickende Art des Neffen, die den Onkel beeinflußte, hatten doch bewirkt, daß der alte Herr sich immer wieder hatte besänftigen lassen.

Im Grunde jedoch stand Kranach recht allein auf der Welt. Der Onkel, ein eigentümlicher Mensch, war ein Feind jeglicher Sentimentalität, und was er für seinen Neffen that, geschah im Grunde nur aus Pflichtgefühl, nicht aus Zärtlichkeit. —

Während Kranach noch gemütlich rauchend da saß, öffnete ein kleiner Junge die Thür und sagte: „Ich sollte vielmals grüßen von Frau von Elstern, ob Herr Kranach heute abend zum Thee kämen?"

Der Angeredete holte einen tiefen Zug aus der Pfeife und dann noch einen, und weil er durchaus unschlüssig war, antwortete er nicht gleich.

Endlich sagte er: „Zuerst mache einmal die Thür zu, Junge — man muß immer die Thür zumachen — und dann: Was bist Du für einer? Ist Gustav, der Laufbursche, nicht mehr bei Frau von Elstern?"

„Nein, der ist auf den Kopf gefallen und hat sich den kaput geschlagen; der muß viele Wochen liegen."

„Hm, hm," machte Kranach, „um so sonderbarer, als ich immer von diesem Gustav behauptete, daß er nicht auf den Kopf gefallen sei. Aber der Mensch denkt, und der Kommandeur der Sonne und des Mondes lenkt. Also Du bist der neue? Na ja, dann sage Frau von Elstern, ich ließe sehr danken, ich könnte es noch nicht genau bestimmen. Wenn ich käme, würde ich punkt acht Uhr da sein. Und bestelle einen schönen Gruß."

Nun nickte der Junge, klappte die Thür zu und eilte fort.

Als Kranach eben im Begriff war, sich die zweite Pfeife zu stopfen, erschien ein gebückter Mann mit langen Armen und einem ausdruckslosen Gesicht und dienerte überaus höflich. Während er seine Verbeugungen machte, wandte er sich zwischendurch einer Strohmatte zu und putzte seine Füße mit einer Gewissenhaftigkeit, als träte er in ein Museum ein.

„Lassen Sie nur, Meister Pätz," sagte Kranach

gutmütig. „Ihre Stiefelsohlen werden doch wieder schmutzig. Thun Sie's aber wegen des Parkets in meinem Salon, so mögen Sie wissen, Ihr Schritt heiligt den Boden."

Der Mann machte ein recht dummes Gesicht, aber weil er nicht verraten wollte, daß er den Schlußsatz nicht begriffen hatte, lachte er, und dieses Lachen ließ ihn noch einfältiger erscheinen.

„Ich komme nämlich, sehr geehrter Herr Geheimrat," — niemals nannte er Kranach anders — „um zu melden — zu melden — daß ich nun nicht länger mit der Rechnung warten kann, indem nämlich, Herr Geheimrat, der Fabrikant, der mir den Stoff liefert, — aus Offenbach beziehe ich meine Tuche — wegen Aufgabe des Geschäfts, Herr Geheimrat —"

Kranach unterbrach seinen Schneider und sagte: „Vorerst, Liebling der Götter und Nähnadeln, nehmen Sie Platz. Es ist kalt draußen, und Ihrem Rücken ist Wärme nötig, damit Ihnen freundliche Gedanken ins Gehirn steigen. Ein solcher aber wäre es, wenn Sie mit der Rechnung noch ferner warten wollten. Nebenbei, lieber Meister, bin ich jetzt nicht mehr Geheimrat, sondern Doktor! Haben Sie kranke Schneidergesellen, so kuriere ich sie in zwei Tagen, auch Dienstmädchen, Kinder und Hofmieter.

Wie wäre es, wenn ich Hausarzt bei Ihnen würde? Keinen Groschen verlange ich dafür, aber Hosen flicken und pumpen müssen Sie mir noch ferner, bis mein reicher Onkel das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht."

Diesmal begriff der Schneidermeister besser und lachte wie ein durch die Rede Besiegter.

„Also wieder nichts," sagte er gefügig. „Meine Frau sagte es mir schon. Aber anerkennen müßten Sie mir die Rechnung, Herr Geheimrat, — Herr Doktor, wollte ich sagen — wegen der Verjährung —"

„Alles, was Sie wollen, Edler von La Mancha, gewiß. Soll's gleich geschehen? Und beinah' hätte ich vergessen: nehmen Sie eine Zigarre? Sie wollen sie nicht anstecken, lieber nach Tisch rauchen? Schön, ganz, wie Sie wünschen. Eine vorzügliche Sorte! Der Gesandte von Indien raucht sie höchstens Sonntags. — Nun denn! Ich werde also morgen vorsprechen, den Schneidergesellen, wenn einer krank ist, reparieren und das Aktenstück unterschreiben."

„Ja, wenn Herr Doktor so gut sein wollten —"

„Gewiß, gewiß, würdiger Spartaner; aber jetzt muß ich fort. Grüßen Sie Ihre Frau, Ihre jetzigen und zukünftigen Kinder, und bleiben Sie mir wohlgesinnt."

Nachdem der Schneider gegangen, und Kranach noch eine längere Zeit sinnend dagesessen, kam er zu dem Entschluß, an diesem Abend einen seiner Freunde zu besuchen. Er wollte einen Anflug von Schwermut, der sich seiner bemächtigt hatte, abstoßen. Das Bild Marianne La Croixs schlich sich heute in alle seine Gedanken.

Er machte also rasch Toilette und nahm den Weg in einen entfernten Stadtteil, in welchem sich noch Mietshäuser in altem Stil und alter Bauart befanden. In einem dieser wohnte zu ebener Erde der Schriftsteller Franz Bulton.

Bulton hatte vor einigen Jahren eine junge, schöne, etwas zarte Frau geheiratet, besaß kein Vermögen, aber viele Sorgen und zwei fortwährend kränkelnde Kinder.

Er gehörte zu den Menschen, die alles können, und was sie betreiben, eher gut als schlecht machen, denen aber die Ausdauer fehlt, und die wegen Zersplitterung ihrer Kräfte nie etwas Bedeutendes leisten.

Als der Doktor bei Bultons angelangt war, klingelte er mehreremale vergebens. Endlich ward ihm von einem Mädchen geöffnet. Während er dann nach seinem Freund fragte, hörte er in dem gegenüberliegenden Wohnzimmer laute und heftige Streitworte, die ihm ein solches Unbehagen ein-

flößten, daß er den Entschluß faßte, sich sogleich wieder zurückzuziehen. Es war klar, daß sich drinnen eine eheliche Szene abspielte, und er wünschte nicht, Zeuge einer solchen zu sein. Er erklärte deshalb dem dienenden Mädchen wie in plötzlichem Besinnen, daß er noch etwas in der Nähe zu besorgen habe; er werde wohl in einer halben Stunde wieder vorsprechen; sie brauche ihn jedoch nicht zu melden. Aber als er gerade gehen wollte, öffnete sich die Thür, und sein Freund Bulton erschien mit hochgerötetem Angesicht auf dem Flur und rief, Kranach erblickend, halb verlegen, halb erfreut:

„Ach, vortrefflich, daß Du da bist. Wolltest Du mich besuchen? Bitte, tritt näher, und wenn es Dir recht ist, — ich wollte eben fortgehen — dann bleiben wir den Abend zusammen."

Kranach sah durch die halb geöffnete Thür, wie die junge Frau sich hastig entfernte, und ohne daß er sich Rechenschaft darüber geben konnte, stieg ein tiefes Mitleid mit ihr in ihm auf.

Nun trat er, halb zaudernd, halb von der Aussicht verlockt, mit dem Freunde den Abend zu verleben, in dessen Arbeitsgemach.

„Es konnte mir nichts Angenehmeres passieren," raunte ihm Bulton mit gedämpfter Stimme zu, „als daß Du gekommen bist, Kranach. Ich hatte

eben eine Szene mit meiner Frau. Ach, ich sage Dir, es ist um auf einen andern Stern zu fliehen! — Willst Du eine Zigarre? Hier, bitte. Streichhölzer stehen auf dem Tisch. — Entschuldige mich nur einen Moment, ich komme sofort zurück."

Zehn Minuten später waren die Freunde bereits auf der Straße, und indem Bulton den Arm in den seines Freundes legte, sagte er, tief aufatmend:

„Ah, Luft! Freiheit! Fort aus all dem Dunst, der Sorge und dem Kindergeschrei! Weißt Du, Kranach, heirate nie!"

„Wie Du nur so sprechen kannst!" entgegnete Kranach, gegen seine Gewohnheit aus dem leichten Ton fallend, ernst. „Du hast eine so reizende Frau und nette Kinder —"

„Ja, ja, ganz gut, zugegeben! Aber laß Dir erzählen, und gerade Du wirst begreifen, wie mir zu mute ist."

Sie unterbrachen vorläufig das Gespräch, da ihre Aufmerksamkeit durch einen Vorfall auf der Straße abgelenkt ward, und nahmen, über gleichgültige Dinge plaudernd, denselben Weg zurück, den Kranach gekommen war.

Da Kranach kein Geld besaß, kam ihm der Gedanke, es sei doch besser, den Abend bei seiner Freundin zuzubringen. Er erklärte deshalb Bulton,

daß er noch in seiner Gartenwohnung vorkehren müsse, um sich auf einen Besuch vorzubereiten, zu dem eine Dame ihn für den Abend eingeladen habe. „Offen gesagt," fügte er hinzu, „bin ich auch so abgebrannt, daß ich heute abend nicht mit Dir kneipen kann. Ich kenne keinen Gastwirt in F., der noch eine Seite in seinem Hauptbuch für mich offen hält, und Dir zur Last fallen möchte ich doch auch nicht, geschätzter Poet. Etwas anderes wäre es, wenn Du vielleicht mit zu der Dame kommen wolltest, die mich eingeladen hat. Ich würde Dich dort einführen. — In der That? Hast Du Lust dazu? Vortrefflich! Dann schlage ich vor, daß Du erst bei mir eintrittst und Dein Herz ausschüttest, und dann wollen wir den mondbeschienenen Weg zu der göttlichen Spenderin eines Abendessens wandeln, die zwar nur mich erwartet, aber entzückt sein wird, einen so berühmten Mann, wie Du es bist, kennen zu lernen."

Als die beiden Freunde in Kranachs Wohnung Platz genommen hatten, und letzterer aus einer bestaubten Flasche Portwein, die er nach einigem Suchen in einem Winkel hinter dem Bett vorgefunden, eingeschenkt hatte, sagte er:

„Nun, mein lieber Franz, das Zeichen zur Abfahrt ist gegeben. Laß den Pfiff Deiner Lokomotive er-

tönen und setze sie in Bewegung. Sage mir alles, auch das, wobei Du selbst den Eindruck hast, daß Du nur von Deinen augenblicklichen Empfindungen beeinflußt wirst. Ich werde Dir dann zu raten suchen, denn nur einen Rat, lieber Bulton, kann ich Dir erteilen, aber möglicherweise ist dieser gleich einem Samenkorn, aus dem eine breitästige Ceder erwächst."

Bulton nickte und begann: „Wenn ich Dir sagte, daß es ein großer Fehler gewesen sei, daß ich geheiratet habe, so kann ich davon nichts zurücknehmen. Ich war viel zu jung; meine Existenz ruhte auf sehr schwankem Grunde, und die Hoffnung, daß die Zukunft alles glätten werde, daß meine Erfolge sich immer mehr steigern würden, hat sich nicht erfüllt. Meine Frau und ich verstehen uns nicht, unsere Auffassungen gehen ganz und gar auseinander. Sie ist fast geizig zu nennen und in einem Hause erzogen, in dem jede, auch die geringste Abweichung von dem streng Soliden, um mich so auszudrücken, als ein unsühnbares Verbrechen angesehen wird. Mein Einfluß und das, was sie inzwischen gesehen und erlebt, hat sie nicht geändert. Sie weist immer wieder darauf hin, daß eine Frau für ihr Haus und für ihre Kinder zu sorgen habe, und daß die Anteilnahme an allem übrigen erst in zweiter Linie

folge. Daß sie fordert, ich solle sie auf den Händen tragen wie am ersten Tage unserer Ehe, ist selbstverständlich und, wie Du wiederum begreifen wirst, unmöglich. Alles nutzt sich mit der Zeit ab, auch die Schwärmerei, und ich bin zu jung und lebensfroh, um immer nur den Blick auf meine Therese zu richten und ganz zu übersehen, daß auch noch andere Blüten und Blumen in der Welt gewachsen sind. Sobald ich aber irgend einem weiblichen Wesen auch nur die geringste Aufmerksamkeit erweise, ist meine Frau verstimmt und meint, ich könne die Schilderung schöner Frauen aus meiner Phantasie hervorholen und brauche dazu keine engere Berührung mit ihnen.

Sie spricht das nicht gerade aus, aber sie denkt es. Sie meint, eine kühle Unterhaltung in üblicher Form und Zurückhaltung genüge, um den Charakter und die Eigenart einer Persönlichkeit zu ergründen.

Daß ich mich unter Menschen mische, Theater und Konzerte besuche, eine Nacht durchschwärme und über einer schönen Gegend, einem Bild oder sonst einem anziehenden Gegenstand einmal Frau und Kinder vergesse, sei vielleicht entschuldbar, passe ihr aber nicht, und es sei deshalb das größte Unglück der Welt, daß sie gerade einen Schriftsteller geheiratet habe."

Bulton machte eine Pause, aber da Kranach

nichts sagte, sondern nur schweigsam den Rauch aus seiner Pfeife zog, fuhr er erregt fort:

„Wenn man immer nur düstere Mienen sieht und Kindergeschrei hört, und die Sorgen wie Staub auf den Möbeln liegen, dann läßt sich, das wirst Du begreifen, nichts schaffen! Die Stimmung dazu fehlt.

Ich stürme dann oft wie ein Verzweifelter aus dem Haus und suche irgend eine Zerstreuung, um meine Gedanken zu töten. Ich schreibe dann aber auch nichts, und ohne Verdienst kann doch niemand leben.

Ich brauche Geselligkeit, Umgang, Anregung, muß einmal eine Flasche Champagner trinken, einen Ausflug in die Welt machen oder für ein schönes Götterbild schwärmen dürfen, überhaupt für meine schriftstellerische Thätigkeit Anregung finden und Nahrung für Körper und Geist haben, um mich in meinen Produktionen nicht auf den ausgetretenen Pfaden einher zu schleppen. Auf solchen wächst die Blume Poesie nicht, und noch weniger erblüht dort dem Künstler Lorbeer. Ich aber habe Ehrgeiz und fühle, daß ich etwas Größeres schaffen könnte!

Heute zum erstenmal fiel das Wort, es sei wohl am besten, daß wir uns trennten. Eine Trennung würde ja auch möglich sein, da meine Frau ein bischen Vermögen und Verwandte besitzt, die sie

nicht verlassen werden. Aber zu einem solchen Schritt gehört allerdings ein ungeheurer Entschluß. Ich respektiere meine Frau um ihrer vortrefflichen Eigenschaften willen und kann ihr außer ihrer übermäßigen Sparsamkeit im Grunde keinen Vorwurf machen. Sie ist eben, wie sie ist, ich muß mich in die Thatsache fügen, aber ebenso kann auch sie nicht verlangen, daß ich plötzlich ein anderer werden soll."

„Meinst Du", fiel Kranach ein, nachdem sein Freund geendet hatte, „daß Deine Frau mit der Trennung einverstanden sein würde?"

„Nein, niemals!"

„Also schon daran würden Deine Absichten scheitern, die sich zudem schwer mit den Pflichten, die Dir doch einmal auferlegt sind, vereinigen lassen. Du bist von der fehlerhaften Voraussetzung ausgegangen, daß die Ehe Dir nur Annehmlichkeiten bringen würde. Nun Du siehst, daß die Sache anders liegt, möchtest Du Dich von dem lästigen Zwange befreien.

Ich weiß, was Du mir erwidern wirst, und eine gewisse Berechtigung erkenne ich in Deiner Unzufriedenheit an, lieber Freund. Aber giebt es denn überhaupt irgend ein menschliches Verhältnis, bei dem nichts zu wünschen übrig wäre? Anders läge die Sache, wenn Deine Frau dächte und wünschte wie Du, oder die Notwendigkeit anerkennte, Dich aus

dem Deine Schaffensfreudigkeit hindernden Zwange durch ein größeres Zurücktreten zu befreien.

Vielleicht könntet ihr euch eine Zeit lang separieren, damit die gegenseitige Erkenntnis eures Wertes, durch Sehnsucht unterstützt, euch wieder dauernd zusammenführt. Ließe es sich nicht machen, daß Deine Frau mit den Kindern auf eine Weile zu Verwandten ginge? Oder könntest Du nicht eine Reise unternehmen, damit sich, frei von der Last des häuslichen Lebens, Dein Geist entfaltet?

Ich werfe diese schulmeisterlich klingenden Fragen auf, weil ich denke, daß sich daran anknüpfen ließe für irgend etwas Dir Nützliches. Sei auch überzeugt, lieber Bulton, daß ich jeder Zeit bereit bin, Dir zu dienen, wo und wie ich kann.

Was meinst Du," schloß er, den ernsten Ton verlassend und wieder in seiner gewohnten launigen Weise sprechend, „da Du heute doch nicht die Scheidungsakte ausfertigen kannst, wenn wir uns jetzt zu meiner Freundin, der Frau von Elstern, begeben, bei der man, wie ich Dich versichern kann, immer eine gute Küche und eine vortreffliche Flasche Rotwein findet?

Vorher aber noch eine Bitte, eine dringende, wobei ich gleich bemerken will, daß Du mir nicht ins Gehege kommst, denn ich habe für diese Frau nur brüderliche Gefühle. Verliebe Du Dich nicht

in sie, sie hat nämlich etwas Fascinierendes und kann gerade Dir außerordentlich gefährlich werden.

Also auf nach Valencia, lieber Poet! — Bitte, bitte, stolpere nicht über die Folianten, die da herum liegen! Wie oft wollte ich sie schon fortnehmen und hatte doch nicht die Energie, mich so lange zu bücken. Überhaupt wäre mir eigentlich besser gewesen, ich wäre als Faultier oder als eins jener anderen Geschöpfe auf die Welt gekommen, die den Winter über schlafen und sich die übrige Zeit kostenlos in Wald und Flur ernähren. — Also bist Du bereit?"

„Gewiß, natürlich, lieber Freund," entgegnete Bulton, sich gewaltsam aus seinem schwermütigen Nachdenken aufraffend, „ich habe große Sehnsucht, einmal wieder in die Nähe einer schönen und klugen Frau zu gelangen. Nicht wahr, schön ist sie doch auch?"

„Schön wie eine Rose, die von den Strahlen der Abendsonne beschienen wird!" lachte Kranach und zog den Freund mit sich fort.

*

Während dessen saß die bleiche Frau des Dichters Bulton im Wohngemach und überhörte mit einer wahren Engelsgeduld ihrem Kleinen das Einmaleins, der wiederholt mit einem kläglichen: „Ich kann es doch nicht, Mama," aufsprang oder weinend das Köpfchen auf den Tisch senkte.

„Du mußt Dich mehr anstrengen, mein kleiner Karl,“ sagte die Frau sanft. „Es ist gar nicht so schwer, wenn Du nur willst. Also noch einmal: Sechsmal fünf? — Nun —?

„Zwanzig,“ kam's nach einer Pause heraus.

„Nein, nicht zwanzig, Karl! Zweimal fünf, wie viel ist das?“

„Zehn.“

„Richtig; noch zweimal fünf? Wieder zehn. Also zusammen zwanzig. Und nun noch zweimal fünf zu den zwanzig?“

„Dreißig.“

„Siehst Du, also sechsmal fünf ist dreißig.“ Und so ging's fort und fort, und zwischendurch stand die Frau auf und sah nach dem kleinen, gelähmten Mädchen, das nebenan in der Wiege lag, unruhig träumte und aufschrie, oder gab der Magd Anweisung wegen des bescheidenen Abendbrots, das sie heute, wie so oft, ohne ihren Gatten verzehrte.

Dann brachte sie auch den kleinen Karl zu Bett und nahm ihren Nähkorb herbei, um Kinderzeug zu flicken. Bisweilen ließ sie die Hand fallen und die Nadel ruhen und schaute sich mit verlassenem Blick in dem Gemach um. Da drangen denn so manche Erinnerungen auf sie ein. An der Wand hing ein Bild von ihr, das Bulton als Verlobter selbst in

Kreide angefertigt hatte. Kleine Gegenstände, Aufmerksamkeiten von ihm aus der schönen Zeit der ersten, hoffnungsvollen Liebe hatten ringsum ihren Platz gefunden. Ihre Augen blieben darauf ruhen, aber diese Augen trübten sich, und anfänglich schwer und langsam, dann aber unaufhaltsam tropften die Thränen herab auf ihre Hand. Eine unsagbare Schwermut bemächtigte sich der Frau und bedrückte ihr Herz zum Zerspringen. Alles schien ihr so traurig, so hoffnungslos und leer. Sie dachte an den morgigen Tag und die kommende Woche; nirgends ein freundlicher Lichtblick, immer fehlte es an Geld, und immer war ihr Mann ungeduldig, wenn sie es verlangte.

Der Morgen brach an, und der Abend kam, und während der ganzen Zeit gab's nur Sorge und Arbeit. Und die Abendstunden waren gar unerfreulich, weil er in seinem Zimmer hockte oder wortkarg ihr gegenüber saß, weil seine Gedanken nicht bei ihr und den Kindern, sondern weitab waren.

Die Harmonie, jene Liebe, die das Vertrauen erhält und befestigt, fehlte. Der goldene Staub war abgelöst und verweht, nur das farblose Grau war geblieben, und die Frau erkannte es immer deutlicher und litt unendlich darunter.

Bisweilen quoll's in ihr auf, und sie fragte sich,

ob sie schuld sei, ob er nicht ein Recht habe, zu fordern, daß sie sich ändere, ob sie nicht teilnehmen müsse an den Zerstreuungen, die er suchte. Aber gegen Thörichtes sträubte sich ihre Vernunft, und den Versuch, an seinem inneren Leben teilzunehmen, hatte sie längst aufgeben müssen, weil er sie oft mit den Worten abgefertigt hatte: „Ach, Therese, das verstehst Du doch nicht, und dafür hast Du einmal keinen Sinn. Poesie und Kunst lassen sich nicht auf dem Markt kaufen.“

Neuerdings war selbst in ihr der Gedanke aufgestiegen, nicht nur, daß es besser gewesen, sie hätten sich nie gesehen, sondern daß es gut sein würde, ihn jetzt noch wieder frei zu machen. Niemand konnte sich weniger für die Ehe eignen als Bulton.

Freilich, ihr würde das Herz brechen, und sie faßte es nicht, wie sie ohne ihn leben sollte. Sie schämte sich vor ihren Angehörigen und vor sich selbst bei der bloßen Vorstellung einer Trennung. Eine Ehe aufzulösen, war in ihren Augen etwas Ungeheuerliches.

Am heutigen Abend war zum erstenmal das furchtbare Wort über seine Lippen gegangen; jene vornehme Scheu, die in der Ehe die Grenze bildet zwischen Gedanken und That, war gewichen.

Der Kittel des kleinen Karl, an dem die Frau

thätig war, entglitt plötzlich ihren Händen, der Gram überwältigte sie, und ihr dunkler Kopf fiel tief herab auf die ausgestreckten Arme.

*

Kranach und Bulton saßen noch in einem Café, das sie nach ihrer Verabschiedung von Frau von Elstern aufgesucht hatten. Sie liebten es beide, die Nacht zum Tage zu machen, und fühlten sich zu später Stunde am besten aufgelegt.

Bulton war begierig, etwas Näheres über Frau von Elstern zu erfahren.

„Sag mir, Kranach," hub er an, nachdem sie Platz genommen und sich ein heißes Getränk bestellt hatten, „wie kommst Du zu dieser famosen Bekanntschaft? Das ist ja eine reizende Frau! Und wie wundervoll ist alles eingerichtet, und wie vornehm der ganze Anstrich. Eine solche Circe zur Freundin zu haben, ist ja ein wahres Himmelsgeschenk."

„Ja, ja," bestätigte Kranach phlegmatisch, „ich würde auch den Taumel Deines Entzückens teilen, wenn nicht ein Aber dabei wäre. Sie hat es sich nämlich in den Kopf gesetzt, — ich muß es wenigstens aus allen Anzeichen annehmen, — mich heiraten zu wollen. Mir aber ist das Einschirren neben einem Weibe, und wenn es auch schön und feurig ist, nicht

nach meinem Sinn. Erstens will ich überhaupt noch nicht heiraten, und dann hege ich auch nur brüderliche Gefühle für Frau von Elstern.

Ja, wie ich sie kennen gelernt habe, das ist eine kurze, possierliche Geschichte.

Ich saß im vorigen Jahr um Frühlingsanfang in der offenen Thür meines Häuschens, als eine Dame, die offenbar den Portier suchte, um sich nach einer der Wohnungen im Nebenhaus zu erkundigen, den Garten betrat. Ich sah sie mit ihrer zierlichen Gestalt durch den Sonnenschein wandeln, da ich aber nicht in der Laune war, aufzustehen, blieb ich ruhig sitzen, las in meinem Don Quijote weiter und brach, da ich gerade auf eine Stelle geriet, die mir viel Vergnügen machte, in ein lautes Lachen aus. Auch stieß ich einige begeisterte Worte hervor, und die Folge war, daß sie sich mir mit neugierigem Interesse näherte.

Als es mir dann doch Zeit schien, mich zu erheben, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß ich meinen Schlafrock anhatte und überdies an dem einen Fuß mit einem Stiefel und an dem andern mit einem grünen Morgenschuh bekleidet war, und das machte mich so verlegen, daß ich, um mich besser aus der Affaire zu ziehen, ohne Anrede in die Worte ausbrach:

‚Nicht immer, meine Gnädigste, erblickt mich die Welt in diesem herrlichen Kostüm. Verzeihen Sie dem studiosus medicinae Kranach, der die Ehre hat, sich Ihnen vorzustellen, und die Frage wagt, womit er der wunderschönen Frau dienen kann?‘

‚Wie Sie sonderbar sprechen,‘ fiel sie mir in die Rede, aber sie sagte das nicht unwillig, sondern mit lächelnder, beifälliger Miene.

Und wie es denn so weiter gekommen ist, ich weiß es nicht. Wir wanderten neben einander her, und bevor noch eine halbe Stunde verflossen war, wußte sie, daß ich ein fauler, verrückter, mittelloser, aber auf eine größere Onkelerbschaft rechnender Mensch sei. Ich pflückte ihr eine seltene Rose, von denen hier einige im Garten wachsen, und sie bat um Auskunft über deren Namen, Stand und dergleichen mehr. Daran schloß sich ein gelehrter Vortrag meinerseits über Blumen im allgemeinen und dieses unschuldige Naturkind insbesondere.

Ich warf mich schrecklich in Positur, aber mit aller demütigen Schlauheit, die uns Menschenkindern zu Gebote steht, und mit der wir uns gegenseitig betrügen, und sie war natürlich ganz hingerissen von meinem Reichtum an Kenntnissen. Zum Schluß forderte sie mich dringend auf, sie schon am nächsten Tage zu besuchen, und erklärte, daß sie gescheite

und in ihrer Art, sich zu geben, etwas von dem Durchschnitt abweichende Menschen liebe, legte überhaupt ein so gütiges Wesen an den Tag, daß ich, der ich allem Familienumgang und aller Frauengesellschaft seit Jahren aus dem Wege gegangen, ihr doch nicht widerstehen konnte.

Wir sind denn auch die allerbesten Freunde geworden, und namentlich ein Umstand hat mich offenbar in ihren Augen sehr gehoben: daß ich sie nämlich nie angepumpt habe.

Sie hat häufig schon Anspielungen gemacht, daß ich über ihre Kasse verfügen möchte, aber doch auch für mich verdorbenen Sünder giebt es Grenzen.

Ich rechne wohl auf die Fonds meiner Waschfrau, aber die gute Frau hat stets ihr Geld mit Nutzen zurückerhalten, und daß alle, die mir welches geborgt haben, es mit Zins und mit Zinseszins dermaleinst zurückerhalten werden, ist selbstverständlich.

Frau von Elstern möchte, daß ich womöglich jeden Abend bei ihr zubrächte. Aber dazu fehlt mir die Lust und Neigung. Auch ist es besser, daß sie mitunter wie Hero nach ihrem Leander ausschaut.

So, nun weißt Du alles. Nun sage, welchen Eindruck Du von ihr erhalten hast."

„Mir ist," erwiderte Bulton und leerte sein

Glas, „eine ähnliche Frau bisher nicht vorgekommen, und ich füge hinzu, daß Deine Befürchtung, ich könnte mich in sie verlieben, bereits völlig eingetroffen ist. Ja, das wäre ein Weib für mich! Nicht prüde, alles verstehend, aufgelegt, an den Freuden des Lebens teilzunehmen, voll Verständnis für alles Schöne und Große und umgeben von jenem undefinierbaren Etwas, wodurch gewisse Frauen uns immer wieder von neuem anziehen.

Hast Du jemals mit Deinen zerstreuten Augen ihre Hände betrachtet? Es sind Hände, die der Schöpfer in einer wahrhaft schaffenstrunkenen Laune gebildet zu haben scheint."

„Ein Gutes hat eure Bekanntschaft vielleicht für mich," murmelte Kranach, „ich habe wahrscheinlich in Dir einen nützlichen Blitzableiter gefunden. Hoffentlich habe ich durch Dich das Glück, daß sie einsieht, wie wenig ich plumper, ungelenker Sonderling für sie passe, und möglicher Weise verzichtet sie nunmehr auf den Gedanken, mit mir im Schleier und weißseidenen Gewande an den Traualtar zu treten."

„Offen gestanden, begreife ich Dich nicht, lieber Freund," fiel Bulton ein. „Sie ist eine Frau, die alle Ansprüche erfüllt, die man überhaupt an ein weibliches Wesen stellen kann. Du wirst mit einem

Schlag aller Deiner Sorgen ledig, hast eine Stellung in der Welt, kannst ganz nach Deiner Bequemlichkeit leben: Dich entweder mit Deiner Wissenschaft beschäftigen oder Deinen Passionen nachgehen, kurz, eroberst Dir ein Glück, nach dem Millionen die Hand ausstrecken würden."

„Ja, ja, weil die meisten Menschen eben die Dinge nur auf der Oberfläche ansehen, weil sie denken, daß, wie sie es wünschen, es auch werde, eine Erfahrung, die Du zum Beispiel an Dir gemacht hast," entgegnete Kranach. „Ich aber will keine Knechtschaft und weiß bestimmt, daß wir als Eheleute nicht zu einander passen würden.

Frau von Elstern hat ein goldenes Herz, ist aber eine Weltdame, liebt die Gesellschaft mit ihren Aufregungen und Abwechslungen und ist so eitel und kapriziös wie die meisten schönen Frauen. Sie wird die Anforderung stellen, daß ich mich an allem gesellschaftlichen Unwesen beteilige, wozu mir durchaus die Lust fehlt, und da würde ich mich entweder aus Dankbarkeit fügen und unglücklich werden, oder Mangel an Übereinstimmung, Zank und Streit würden mir den erwarteten Himmel in eine Hölle verwandeln. Nein, Freund, ich brauche eine einfache, ernsthafte Frau wie etwa die Deinige." Kranach schwieg.

Bulton aber murmelte, ohne emporzublicken: „So sprichst Du. Und doch sagt Börne, und er hat recht: Ernsthafte Weiber gleichen einem leeren Koffer mit sieben Schlössern. Sie sind langweilig zum Sterben."

In diesem Augenblick trat ein Herr mit südlich dunkler Gesichtsfarbe, krausem, schwarzgraumeliertem Haar und einer stark gebogenen Nase an den Tisch heran, an dem die beiden Freunde saßen, und begrüßte Bulton mit den Worten:

„Ah, mein Herr Mietsmann! Freue mich sehr, Sie zu sehen."

Und dann erfolgte die Vorstellung, und Herr Cellini, ein bekannter, schwer reicher Geschäftsmann in F., nahm an dem Tische Platz. Im Grunde war dem Schriftsteller diese Begegnung nicht angenehm, aber Kranach hatte eine sehr zuvorkommende Miene an den Tag gelegt, weil ihn das Gesicht des Mannes außerordentlich interessierte. Selbstgefühl, Kälte und starker Wille, aber auch große Intelligenz waren darin ausgeprägt. Es entwickelte sich bald ein Gespräch über politische Dinge, welches einen so lebhaften Charakter annahm, daß die Herren gar nicht bemerkten, wie die Zeit fortschritt. Aber gerade der Gegenstand ihrer Unterhaltung veranlaßte Kranach, eine abermalige Begegnung mit Cellini zu verab-

reden, als sie endlich das Café verließen und sich vor demselben trennten.

*

Als Bulton am nächsten Morgen aufstand, hatte seine Frau bereits seit längerer Zeit gefrühstückt. Auch Karl war schon in der Schule, und das kleine, auf der linken Seite gelähmte Mädchen, saß auf der Erde im Wohnzimmer und spielte, so gut es ging, mit seinen zerbrochenen Spielsachen.

Sobald Bulton an dem Frühstückstisch Platz genommen, setzte seine Frau sich zu ihm und hoffte, daß er zu dem kurzen „Guten Morgen,“ das er ihr auf dem Korridor geboten hatte, noch einige freundliche Worte hinzufügen werde.

Die Erinnerung an das am gestrigen Abend Geschehene drückte sie noch immer schwer; ihr Herz hatte keine Ruhe, bis wieder ausgewischt war, was einen so furchtbaren Eindruck in ihr hinterlassen hatte. Doch Bulton sagte nichts. Wohl aber fand er, daß der Kaffee nicht recht warm, die Butter ungewöhnlich schlecht, und das Zimmer nur mäßig geheizt sei.

Die Frau gab eine sanfte Antwort. Sie hatte sich vorgenommen, hinfort zu vermeiden, was ihn irgendwie reizen könne. Sie wollte wenigstens versuchen, alles zu thun, um die Dinge wieder in das alte Geleise zu bringen.

„War es nett gestern abend? War Kranach amüsant? Wo habt ihr zu Abend gegessen?“ fragte sie freundlich und in einem Ton, als läge nichts zwischen ihnen.

Bulton schwankte, was er erwidern sollte. Ein Gefühl, über das er sich im Augenblick keine Rechenschaft zu geben vermochte, hielt ihn ab, zu sagen, wo er den Abend zugebracht habe. Aber in diesem Falle war es nicht, um ihr etwas zu verheimlichen, sondern ihr sanftmütiges Wesen drückte ihn und schuf Mitleid in seinem Innern. So war es denn mehr Rücksicht und der Wunsch, sie nicht zu kränken, keine unangenehme Empfindungen in ihr hervorzurufen, daß er verschwieg, wo er gewesen.

Zugleich regte sich gerade in diesem Augenblick wieder die Erinnerung an die schöne Frau in seiner Seele, und es ward ihm überhaupt schwer, ihr zu antworten. Er wählte aus diesem Grunde den Weg, etwas Wahres mitzuteilen und über das übrige fortzugehen, indem er sagte:

„Wir entschlossen uns, bei Kranach in der Gartenwohnung zu bleiben, und dort haben wir geraucht, geschwatzt und eine Flasche Portwein getrunken. Später gingen wir noch in ein Café, wo ich auch unsern Hauswirt, Herrn Cellini, traf, der übrigens einmal sein unangenehmes Wesen abgestreift hatte,

sehr nett war und auf meine Entschuldigung wegen der Miete erwiderte, er könne warten, er wisse, daß ich es schwer habe."

„Ja," sagte die Frau und erhob den freundlichen Blick, „Du hast es auch schwer, und immer sinne ich nach, wie ich es Dir erleichtern könnte." Und einem Gefühlsausbruch folgend, fügte sie hinzu und legte ihre Hand sanft auf seine Rechte: „Ach, ich möchte es Dir so gern recht machen und sehne mich nach den alten Zeiten, wo wir ganz eins waren und nichts unser Glück trübte. Sag, Franz, hast Du mich noch ein wenig lieb?"

Sie unterbrach sich, weil Schluchzen ihre Stimme erstickte, und er sich ihr mit einem weichen Ausdruck zuwandte. Aber ihrer Frage gab er doch keine Antwort, vielleicht hielt ihn ein ehrliches Gefühl ab. Er überging sie und sagte nur:

„Na, man streitet sich einmal, Therese, das geht vorüber. Sei also nicht traurig, und lassen wir die alten Dinge ruhen. Wir müssen sehen, wie wir uns zurecht finden mit den Verhältnissen und mit uns, und wie es dann wird, so müssen wir es tragen."

Hierauf strich er ihr über die blassen Wangen und trat, Beschäftigung vorschützend, in sein Arbeitszimmer.

Als er sich aber an seinen Schreibtisch niederließ, dachte er schon nicht mehr an die sanfte Frau, die eben ihr Herz demütig ihm zu Füßen gelegt, sondern er machte ein Gedicht auf die schöne Witwe, Frau von Elstern.

Die Verse flossen ihm aus der Feder, als sei ein Strom in seinem Innern aufgebrochen, und je länger er schrieb, um desto begehrenswerter stieg ihr Bild vor ihm auf, und immer brennender wurden seine Gedanken, so daß er nach Erledigung einiger notwendigen geschäftlichen Angelegenheiten den Hut aufstülpte und eilend das Haus verließ.

Zunächst begab er sich in die innere Stadt in ein Wirtshaus und trank und trank und berauschte sich, und von hier aus nahm er den Weg zu ihr.

Es war schon Mittag geworden, und die Besuchszeit gekommen.

Bulton hatte Frau von Elstern versprochen, ihr am kommenden Tage ein Gedicht zu überreichen. Tastend, halb im Scherz, halb im Ernst hatte er das hingeworfen; und sie hatte auch zustimmend den Kopf geneigt, aber in ihre Augen war ein Ausdruck getreten, der ihn wieder irre gemacht hatte.

Bevor er die Klingel an ihrem Hause zog, trat er bei Kranach in die Gartenwohnung ein. Halb trieb es ihn, den Freund vorher noch zu sprechen,

halb war's eine nachträglich ihn ergreifende Zaghaftigkeit. Abends beim Lampenschein, beim Wein, in der Erregung war eben alles anders. Die Tageshelle ließ die Dinge nüchterner erscheinen, und es fiel Bulton plötzlich auf die Seele, ob Frau von Elstern es nicht doch befremdlich finden würde, wenn er die im Rausch gesprochenen Worte verwirklichte.

Kranach saß in seinem Lehnstuhl und nähte an einem Stiefel. Als Bulton eintrat, rief er: „Ah, welcher Segen wird meinem Hause, der Dichter tritt über meine Schwelle! Sieh, Bulton, ich habe mit einem berühmten Dichter nur das gemein, daß ich Schuhzeug flicke. Aber es ist doch wenigstens etwas, nicht wahr? Verbeugen Sie sich vor Hans Sachs, mein Herr, und dann, wenn es Ihnen gefällig, rauchen Sie eine Pfeife bei mir, und lassen Sie hören, was Ihre Schritte so früh beflügelt hat? Bitte, da in der Ecke stehen zwei gestopfte! Nimm die kleine. Ich glaube, sie wird am besten munden."

Und während Bulton Platz nahm, fuhr er fort: „Na, hast Du Dich mit Deiner kleinen Frau ausgesöhnt und ihr berichtet, wo wir gestern abend gewesen sind?"

Bulton schüttelte den Kopf.

„Nein, ich habe ihr nichts gesagt, sie that mir

so leid, wie sie dasaß mit ihrem pflichttreuen, sanften Gesicht, und doch, und doch, Kranach, brennt seit gestern ein Feuer in meinem Innern. Eben wollte ich zu Frau von Elstern und ihr ein Gedicht überreichen, das ich heute morgen auf sie verfaßt habe."

„Bitte," fiel Kranach phlegmatisch ein, „öffne 'mal die Thür und gehe um die Ecke des Gartenhauses, da steht ein Eimer Wasser, gieße Dir den über den Kopf, und dann gehe wieder zu Deiner Therese und sieh nach Deinem kleinen Karl, der wohl eben aus der Schule gekommen sein wird. Verstehst Du? Ich meine das ganz ernsthaft. Was willst Du thun? Dergleichen kannst Du in Deinen Romanen schreiben, aber nicht in eigner Person in Scene setzen. Ich bin wohl ein schlechter Mahner, da ich selbst ein so tadelnswert regelloses Leben führe, aber ich habe mich wenigstens nur mit mir und dem alten Pfeifenkopf in Danzig abzufinden. Ich meine meinen Onkel. Er hat nämlich ein braunrotes Gesicht wie ein angerauchter Meerschaumkopf. Du aber mußt Dir die Faust in den Nacken setzen, denn es handelt sich nicht um Dich allein, sondern um noch drei andere Personen, und zudem um ein Gelöbnis, gegeben an einem Ort, wo es eine heilige Bedeutung gewinnt. Das Gedicht, das Du gemacht hast, gieb mir her, das wollen

wir gleich als Fidibus verbrennen. Oder aber überschreibe es an irgend eine Unbekannte und schicke es an eine Zeitschrift, so wird Dir wenigstens die Zeit und Mühe, die Du darauf verwendet hast, bezahlt. Ernsthaft, laß 'mal sehen, was Du geschrieben hast!"

Bulton gab aber nicht das Verlangte; er hatte das Gesicht auf die Hände gestützt, während seine Arme auf den Knieen ruhten, und schien mit seinen Gedanken völlig abwesend.

Plötzlich jedoch sprang er auf, setzte die Pfeife in die Ecke, griff nach seinem Hut und eilte unter dem Ruf: „Luft, Luft, ich kann es nicht aushalten!" zur Thür hinaus.

Kranach aber murmelte: „Vielleicht war's das erste Anzeichen zur Besserung, ich glaube es freilich nicht, erst nimmt der Mond zu, und dann nimmt er wieder ab. Das war allezeit so."

Sein Selbstgespräch wurde unterbrochen, da der Postbote in die Thür trat und ihm einen Brief überreichte. Mit einer ihm sonst nicht eigenen Hast griff Kranach nach dem Schreiben, da er Krimms Handschrift erkannte. Der Brief lautete:

„Lieber Kranach!

Den gestrigen Abend habe ich in der Familie La Croix zugebracht und die Gelegenheit wahr=

genommen, Deine Wünsche vorzutragen. Nachdem ich ein sehr vorteilhaftes, und, wie ich betonen will, wahrheitsgetreues Bild von Dir entworfen hatte, verwischte sich der eigentümliche Eindruck, den die älteste Tochter des Hauses von Dir bei der ersten Begegnung erhalten hatte, rasch. Die Familie besteht aus vier Personen, es giebt nämlich noch eine jüngere ‚La Crü'. Sie erwarten Deinen baldigen Besuch! Den Geheimen Sanitätsrat interessiert es zudem sehr, daß Du ein Jünger des Aeskulap bist, und so hoffe ich denn, mein teurer Theodor Kranach, daß ich alles nach Deinen Wünschen arrangiert habe, und Du mit diesen vortrefflichen Menschen in Zukunft viele angenehme Stunden verleben wirst. Übrigens ist Fräulein Marianne noch bezaubernder, als ich sie mir ursprünglich gedacht habe, aber auch ein kleiner, entzückender Balg ist ihre Schwester Ines. Na, Du wirst ja selbst urteilen.

Einen besonderen Pump für etwaige Garderobe brauchst Du nicht anzulegen. Die Leute geben auf Äußerlichkeiten gar nichts und sehen nur auf den Menschen. Mir fällt ein, daß es allerdings notwendig sein wird, die immer noch schwebende Geldaffaire in irgend einer Weise auszugleichen. Ich möchte Dir vorschlagen, Fräulein Marianne Blumen mitzubringen, deren Wert in die Augen springt.

Natürlich habe ich schon davon gesprochen, daß lediglich Dein schlechtes Namengedächtnis an der Nichtberichtigung schuld ist. Solltest Du als bekannter Haus-, Fonds- und Hypothekenbesitzer zu vorgenanntem Zweck irgend welchen Geldes benötigt sein, so ist es Dir nicht unbekannt, daß in meiner Brieftasche eine eigene Seite für Dich eingerichtet ist.

Mache doch gleich morgen Deinen Besuch, Theodorus, denn in den nächsten acht Tagen haben La Crü, die eigentlich La Croix heißen, einen Ball, und dann wirst Du sicher dazu eingeladen; daß Du ihn auch mitmachst, befiehlt Dein alter Krimm."

Kranach schmunzelte, nachdem er gelesen, und maß dann mit langen Schritten das Gemach. Die Aussicht, Fräulein Marianne wirklich näher zu treten, versetzte den sonst nicht leicht aus der Fassung zu bringenden Mann in eine große Erregung. Er hatte bisher nie eine Neigung für ein junges Mädchen empfunden. Nun aber wachte alles in ihm auf, und er konnte es nicht erwarten, der an ihn ergangenen Aufforderung Folge zu leisten.

Am folgenden Mittag punkt zwölf Uhr zog Kranach an dem La Croixschen Hause die Klingel, und Christine erwiderte auf seine Frage, ob die Herrschaften zu Hause seien, der Herr Geheimrat sei auf Praxis, Frau Geheimrätin sei nicht ganz

wohl, Fräulein Ines zur Gesangstunde, das andere Fräulein aber beim Ankleiden beschäftigt. Indessen wolle sie den Herrn, wie sie sich ausdrückte, „gütigst“ melden.

Nach dem sie ihm beim Ausziehen des Paletots behülflich gewesen, geleitete sie ihn in das Empfangszimmer, und Kranachs Herz schlug so unruhig, daß er gar nicht darauf kam, sich in den Räumen umzusehen. Ein um so beklemmenderes Gefühl bemächtigte sich seiner, weil Fräulein Marianne ziemlich lange auf sich warten ließ, und als sie endlich erschien, flimmerte es ihm vor den Augen. Erst als ein frisches: „Guten Tag, Herr Doktor, ich freue mich außerordentlich, Sie wiederzusehen, verzeihen Sie, daß ich so lange warten ließ,“ an sein Ohr tönte, gewann er seine Fassung wieder.

Er hatte die Rosen, die er mitgebracht, abseits auf einen Stuhl gelegt, und als er sie nun dem jungen Mädchen nach den ersten einleitenden Worten überreichte, sagte sie:

„Da Sie mir ein so wertvolles Geschenk machen, müssen Sie mich gleich darüber belehren, wie man die Blumen erhält. Ich kann nicht leugnen, daß sich immer, wenn ich abgeschnittene Blumen empfange, in meine Freude ein Bedauern mischt, daß so Schönes unweigerlich dem Verderben preisgegeben ist.“

„Ja, ich weiß ein Mittel," entgegnete Kranach launig und jetzt in gewohnter Unbefangenheit. „Trocknen Sie die Rosen, thun Sie Lawendel und Salz hinzu, und benützen Sie, nachdem die Mischung einige Wochen gestanden hat, sie zum Parfümieren Ihrer Schubladen. Das war so Sitte in guter alter Zeit, und auf diese Weise kann man sich auf eine lange Reihe von Jahren den Rosenduft erhalten."

„Gewiß, so soll es geschehen, und ich danke für den guten Rat," nickte Marianne. „Mein Vater wird es sehr bedauern, Sie heute nicht getroffen zu haben. Er freute sich schon darauf, mit Ihnen über medizinische Dinge zu plaudern. Gedenken Sie sich hier als Arzt niederzulassen, oder welche Pläne haben Sie, wenn ich fragen darf, Herr Doktor?"

„Ich leide an einer schweren Krankheit, die mich zu keinem Entschluß gelangen läßt," entgegnete Kranach.

„An einer Krankheit? Das sieht man Ihnen allerdings nicht an, und das ist ja sehr bedauerlich."

„Um so bedauerlicher, als das Leiden ein chronisches ist. Mit dem Ausdruck Trägheit bezeichnet man es insgemein. Ja, ich muß sagen, mein gnädiges Fräulein, daß ich unerlaubt faul bin, ob-

gleich ich mich freilich nie dabei langweile, weil das Übel einen besondern Charakter hat. Ich habe nämlich neben der Neigung, mich sorglos gehen zu lassen, die, immer etwas zu wollen, aber eben anderes zu wollen, als ich soll. Ich bin überhaupt ein unbrauchbarer Mensch, und es wird Zeit, daß bald ein strenges Muß an mich herantritt. Wenn heute ohne mein Zuthun einige mitleiderregende Kranke an meine Thür klopften, dann würde ich mich aufraffen. Mein menschliches Mitgefühl würde sich regen. Überhaupt würde ich, wie gesagt, sicher ein anderer sein, wenn ein starker Zwang mich nötigte. Aber diesen mir selbst zu schaffen, hindert mich eben die genannte Krankheit. Ich muß gestehen, daß es sehr unweise ist, meine innerste Natur so vor Ihnen aufzudecken, denn ich wünschte recht sehr, daß Sie eine gute Meinung von mir gewönnen. Ich gestehe sogar, daß ich mich seit dem Tage unserer Begegnung fortwährend damit beschäftigt habe, wie es mir gelingen könnte, in Ihre Nähe zu gelangen."

„In der That?" entgegnete Marianne ohne Verlegenheit. „Habe ich einen guten Eindruck auf Sie gemacht? Auch ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß Sie mir bei unserem Bekanntwerden sehr gut gefallen haben. Meine Meinung wird durch das, was Sie mir eben mitgeteilt haben, nur

verstärkt, denn Selbsterkenntnis ist die sichere Leiter, auf der man zur Himmelshöhe gelangt. Ich habe übrigens einen Einfall, und ich hoffe, einen guten. Papa ist eigentlich seiner großen Praxis nicht mehr gewachsen. Wie wäre es, wenn Sie mit ihm darüber verhandelten, ihm einen Teil abzunehmen? Mein Vater weiß durch Herrn von Krimm, wer Sie sind. Ihr Freund hat Sie so gerühmt, daß es sicher keiner besonderen Prüfung bedürfen wird, damit er sich zu einem solchen Bündnis entschließt."

„Was Sie mir da vorschlagen, mein gnädiges Fräulein, ist sehr gütig, und ich bin durchaus nicht abgeneigt, davon Gebrauch zu machen. Ich habe nur die Furcht, daß die Sache keinen Bestand hat. Bedenken Sie, daß Sie einen Menschen vor sich haben, der plötzlich den Einfall bekommen kann, nach Japan zu reisen, um dort den höchsten Berg zu besteigen, oder den irgend eine Passion erfaßt, also etwa Harfe spielen zu lernen oder ähnliche Dinge. In solchem Falle lasse ich alle Christen- und Judenkinder sterben und habe nur Sinn für das Neue, das mich anregt. Ich stehe bisweilen um fünf auf, aber ich schlafe auch wie ein Murmeltier, das sein Leben versichert hat, bis in den Mittag hinein. Ergreift mich die Lust, beispielsweise, eine mikroskopische Untersuchung vorzunehmen, so

vergesse ich alle Abreden: Theater, Konzerte, Gesellschaften —“

„Da Sie von Gesellschaften sprechen, Herr Doktor“, fiel Marianne, die Kranach mit beifälliger Miene zugehört hatte, ein, „wir geben nächstens einen Ball, und ich habe mich darauf kapriziert, mit Ihnen den ersten Galopp zu tanzen.“

„Da würden Sie ebenso gut ein Nilpferd oder eine Giraffe engagieren können, mein Fräulein. Ich bin merkwürdig talentlos. Nur für ein einziges Ding besitze ich eine enorme Fähigkeit: nie Geld zu haben, immer dessen benötigt zu sein und freundlich gesinnte Menschenkinder zu finden, die mir auf Conto einer Erbschaft, welche mir nach aller menschlichen Berechnung zufallen muß, Vorschüsse machen. Und wenn ich auch wirklich tanzen könnte, bedenken Sie meine Füße.“ Bei diesen Worten schob Kranach die Träger seines Körpers vor.

„Allerdings ein Maß, das den verwöhntesten Schuhmachermeister in Ekstase versetzen könnte“, bestätigte Marianne lachend.

„Ja“, erwiderte Kranach mit künstlichem Ernst, „sie sind so groß, daß einer meiner Kneipbrüder einst behauptete, ich besitze eigentlich vier Füße, und habe es nur meinem geschickten Schuster zu ver-

danken, daß diese Abnormität in solcher Weise verdeckt werde."

„Sie sollen sehr schön vorlesen, auch herrlich Klavier spielen, erzählte uns ihr Freund."

„Na, na", fiel Kranach spöttelnd ein.

„Auch sollen Sie ungewöhnlich viel gelesen haben und wissen, und wenn Ihnen die Laune kommt, dieses in der anziehendsten Weise vortragen. Sind das keine Talente?"

„Ja, der gute Krimm baut leicht babylonische Türme. Wenn man aber die Dinge genau unter der Lupe betrachtet, dann ist es eben doch nichts."

„Hier steht ein Flügel, an dem meine Schwester Ines täglich sitzt und musiziert. Bitte, spielen sie etwas, Herr Doktor."

„Ich will es versuchen", entgegnete Kranach willfährig, „obgleich ich — es ist die Wahrheit — seit Jahr und Tag nicht mehr die Tasten berührt habe. Aber da ich bei anderen Menschen die prüde Weigerung, etwas vorzutragen, sehr hasse, so will ich mich wenigstens dieses Vergehens nicht schuldig machen."

Und dann setzte er sich an das Klavier und spielte einen Chopinschen Walzer und darauf eine Kleinigkeit von Schumann und endlich etwas Selbstkomponiertes mit solcher Meisterschaft, daß Marianne

La Croix eine Rose aus dem Strauß löste und sie dem Doktor nach Beendigung des Vortrages in das Knopfloch steckte.

Ihr Atem berührte ihn, ihr frisches Angesicht kam seiner Wange näher, und etwas Niegeahntes zog durch Kranachs Brust.

„Nicht allein für das Was, sondern auch für das Wie danke ich Ihnen," rief Kranach. „Wie gut, wie liebenswürdig sind Sie, mein Fräulein. Glauben Sie, ich werde diese fröhliche Stunde nie vergessen, und zum Balle, zu dem Sie die Güte hatten, mich einzuladen, werde ich kommen. Ich gehe jetzt direkt zu meiner Waschfrau, Minna Triller, die früher einmal Haushälterin bei einem Tanzlehrer gewesen ist. Sie soll mich einen Galopp lehren." Und dann küßte er lachend der hübschen Marianne die Hand und empfahl sich.

Wie damals Krimm, blickte auch Kranach sich, auf der Straße angekommen, noch einmal um, aber er sah nicht, wie jener, nur die langweiligen Fensterblumen, sondern das liebe, kluge Gesicht des Mädchens schaute hinter den Scheiben hervor. Und als er gar wahrnahm, daß sie errötend sich zurückzog, schwoll ihm das Herz.

*

Bultons Vermieter, Herr Cellini, stand morgens in seiner schönen Villa, schaute auf die menschenleere Straße und trommelte ungeduldig an den Fensterscheiben.

Er hatte sich schon seit einer halben Stunde erhoben, und das Frühstück stand auf dem Tisch, aber seine Tochter, die ihm den Kaffee bereiten mußte, war immer noch nicht erschienen. Endlich durchmaß er ungeduldig die Flucht der Zimmer und hielt vor ihrer Schlafstubenthür an.

„Wo bleibst Du denn, Beatrice? Steh auf! Ich warte schon seit einer Stunde auf Dich. Zweimal ließ ich Dich wecken. Bist Du fertig? Ich muß fort!" rief er in barschem Ton.

Auf seine Worte öffnete sich die Thür, und ein schlank gewachsenes Mädchen mit sehr dunkler Gesichtsfarbe und ebenholzschwarzem Haar trat mit einer Entschuldigung auf den Lippen ihrem Vater entgegen.

„Ich war zur gewohnten Zeit auf, aber es überfiel mich plötzlich eine solche Schwäche, daß ich wie ohnmächtig dalag. Das ist der Grund meiner Verspätung. Auch jetzt ist mir nicht gut —"

Aber der Mann hörte kaum hin, schritt voraus und setzte sich mit ungeduldigen Geberden an den Frühstückstisch.

„Gleich, gleich ist es so weit, nocheinmal, verzeih,"

begütigte Beatrice, während sie den Kaffee bereitete, und suchte seinen Blick.

Aber er hatte nach dem Brot gegriffen und schaute nicht einmal auf. Nun hörte er plötzlich einen Ton, als ob jemand leise wimmerte, und rasch erhob er das Haupt. Da er seine Tochter weinen sah, veränderten sich seine Mienen. Ungeduld und Heftigkeit verschwanden, und rasch stand er auf, umschlang sie und sagte:

„Ich war ein wenig heftig, Du weißt ja, daß ich damit nichts meine. Es ist nur heute, da ich gerade früh ins Geschäft muß. Hätte mir das Mädchen gesagt, daß Du unwohl wärest, hätte ich mir selbst den Kaffee gemacht. Nun, bist Du wieder gut?"

Sie nickte unter Thränen, strich mit der Hand über die Augen und setzte ihm den Kaffee mit einer sanften Bewegung auf seinen Platz, an den er zurückgetreten.

Dann ließ auch sie sich nieder, berührte aber kaum etwas und sagte: „Wirst Du heute zu Tisch kommen, Vater?"

„Schwerlich! Das heißt," unterbrach er sich, als er ihrem enttäuschten Blick begegnete, „wenn Du's wünschest, will ich mich einzurichten suchen. Nun, was hast Du? Wieder Thränen? Nimm Dich doch zusammen, es steht Dir schlecht, daß Du immer so

in Dich gekehrt einherschleichst, alles so schwer nimmst und so empfindlich bist."

Das Mädchen kannte diesen Wechsel von rücksichtsloser Härte und Güte, aber die letztere kam so selten zum Vorschein, daß sie unter ersterer um so schwerer litt. Beatrice Cellini führte ein freudloses Leben. Ihre Mutter, ebenso wie ihr Vater, italienischer Abstammung, war vor einigen Jahren gestorben. Der Mann, immer nur auf sein Geschäft, auf Geld verdienen, bedacht, kurz, ungeduldig, rücksichtslos und herrisch, und nur dann einmal geschmeidig, wenn es sich um größere Vorteile handelte, brachte keinen Sonnenstrahl in das Haus, war selten daheim, und wenn er wirklich einmal seiner Tochter abends einige Stunden schenkte, blieb's auch noch ungewiß, in welcher Stimmung er sich befand.

Umgang hatte sie wenig oder gar nicht. Die Menschen, die das Mädchen gern gesehen hätte, — es waren freilich nicht viele, — paßten nicht für ihren Vater, und diejenigen, die er am liebsten zu sich geladen hätte, waren durchaus nicht nach ihrem Geschmack. Reiche, aber halbgebildete Leute, die nur von Geschäft und Geld sprachen, die kein feineres Empfinden und durchaus kein höheres Interesse besaßen, stießen Beatrice ab. Sie wußte nicht, was sie mit ihnen reden sollte, und wenn es dennoch

einmal nicht zu umgehen war, daß sie zum Vorschein kam, dann handelte es sich eben nur um Essen und Trinken, und sie zog sich meistens schon nach beendeter Mahlzeit zurück.

Alles, was ihre Sinne nur irgendwie befriedigen konnte, gewährte ihr ihr Vater. Er hatte immer Geld für sie. Aber das, wonach ihr Herz verlangte, das ward ihr nicht, und so lebte sie denn ein fast völlig auf sich selbst angewiesenes Leben, suchte sich durch Lektüre und Musik die Zeit zu ver treiben oder schloß sich ihren wenigen Freundinnen an.

Dann besuchten sie Theater und Konzerte, wo Beatrice für Stunden genoß und vergaß, was sie sonst entbehrte. Sie vergaß dann auch, daß die Natur ihr Gesicht so sehr verunstaltet hatte. Es gab Tage, an denen sie sich nicht entschließen konnte, die Straße zu betreten. Niemand, so meinte sie, begegnete ihr, ohne sie neugierig anzublicken. Es war ihre ungewöhnlich große Nase, die stets Spötteln hervorrief.

Allmählich hatte sich in ihr der Gedanke festgesetzt, daß es unmöglich sei, daß jemals ein Mann sie lieben könne. Sie hatte es in den Mienen der jungen Männer, die sich im Leben ihr genähert hatten, immer wieder zu lesen geglaubt: Wir würden dir wohl deiner Geistes- und Gemütseigenschaften

wegen Interesse entgegentragen können, aber eine Frau zu heiraten, die lebenslang die spöttelnde Aufmerksamkeit auf sich ziehen muß, können wir uns nicht entschließen.

Bevor Cellini fortging und sich in sein in der inneren Stadt belegenes Kontor begab, sagte er:

„Fast hätte ich vergessen, — und da Du nicht wohl bist, Kind, werde ich gleich heute zu ihm senden — ich habe einen jungen Doktor kennen gelernt, der sehr tüchtig sein soll. Er gefällt mir, wir hatten ohnehin verabredet, daß er uns besuchen werde. — Nimm ihn also an, wenn er sich meldet, gegen mittag wird er kommen.“

Beatrice wollte eine Einwendung erheben, aber schon hatte ihr Vater, kurz mit dem Kopfe nickend, und mit einem jeden Widerspruch abschneidenden Ausdruck das Zimmer verlassen.

Einige Stunden später, es mochte elf Uhr sein, ließ sich Cellini bei Frau von Elstern melden. Sie besaß im Westen der Stadt ein weitläufiges, noch unbebautes Grundstück, und über dessen Ankauf verhandelte Cellini bereits seit geraumer Zeit mit ihr.

„Ist die gnädige Frau zu sprechen?“ fragte er den Diener und drückte ihm, um seinen Zweck sicher zu erreichen, ein schon bereit gehaltenes Geldstück in die Hand.

Während jener forteilte, schaute Cellini sich um. Auf dem Flur hingen in großen, ovalen Rahmen ein paar alte Oelgemälde, die ihm bereits früher aufgefallen waren. Heute betrachtete er sie näher, fand, daß sie einen recht bedeutenden Wert hatten, und beschloß, den Versuch zu machen, sie der Besitzerin billig abzuhandeln. Er verstand eben alles. Das Leben hatte ihn so hin und her geworfen, daß sich ihm die Kenntniß der verschiedensten Dinge gleichsam von selbst aufgedrängt hatte.

Kupferstiche, Juwelen, Oelbilder und Seltenheiten jeder Art wußte er so gut nach ihrem Wert zu schätzen wie Häuser und Terrains. Auch hatte er mit Bergwerken, Fabriken und sonstigen Industrien viel zu thun gehabt und war sogar einmal Eisenbahnunternehmer gewesen. Wo irgendwie Geld zu verdienen war, da regte sich sein Erwerbssinn, und da stellten sich auch ohne sonderliche Anstrengungen von seiner Seite Kenntnisse und Fähigkeiten bei ihm ein.

Endlich kam der Diener und meldete, daß Frau von Elstern zwar eigentlich nicht zu sprechen sei, indessen auf seine, des Dieners —

Cellini mit seiner Menschenkenntnis unterdrückte ein verächtliches Lächeln und trat in das Boudoir der Frau von Elstern, einer vollendet gewachsenen Dame

mit einem auffallend schönen und edelgeschnittenen Gesicht.

„Guten Tag, Herr Cellini," begann sie mit weltmännisch herablassender Ruhe im Ton. „Ich habe Sie angenommen, weil Sie sich einmal zu mir bemüht haben, aber, — um es gleich zu sagen — Herr Cellini, auf Grund des Inhalts Ihrer letzten Zeilen können wir nicht in Ordnung kommen! Sie bieten viel zu wenig. Weshalb soll ich überhaupt verkaufen, wenn ich nicht einen guten Preis erhalte? Mir eilt's gar nicht, ich kann warten."

„Sie stellen sich, meine Gnädigste, die Dinge in Ihrem schönen Kopf zusammen, aber in der Wirklichkeit sind sie sehr viel anders," gab Cellini, sich auf den angebotenen Stuhl setzend, mit einem starken Anflug geschäftlicher Überlegenheit zurück und schlug sehr ungeniert die Beine übereinander.

„Nun dann lassen wir das Geschäft," entschied Frau von Elstern kurz abweisend und griff nach einem Buch und blätterte darin. Sie wünschte ihm deutlich zu zeigen, daß sie sein freies Wesen unpassend finde.

„Aber, meine hochverehrte Frau, warum wollen Sie denn gleich abbrechen?" wandte Cellini begütigend ein. „Fordern und Bieten machten von jeher den Handel. Lassen Sie ein gut Stück ab, ich lege ein wenig zu."

Frau Ilse von Elstern schüttelte abermals den Kopf, kniff den feingeschnittenen Mund mit den weißen Zahnreihen zusammen und enttäuschte Cellini durch diese andauernd entschiedene Haltung ganz außerordentlich.

„Sie hätten Geschäftsmann werden müssen, gnädige Frau,“ warf er, einer unverhohlenen Bewunderung nachgebend, hin. „Aber gerade als Geschäftsmann werden Sie sich auch ein wenig auf meinen Standpunkt stellen.“

„Was Sie an mir loben, hat man mir schon oft gesagt,“ erklärte sie nachlässig, erhob sich aber dann plötzlich und ging an einen alten, mit schöner Goldbronze gezierten Rokkokoschrank.

Frau von Elstern war nicht sehr groß, aber hatte etwas Gebietendes in ihrer Erscheinung. Wie sie so dahinschritt, und die Schleppe ihres lichtgrünen, mit Spitzen besetzten seidenen Morgenrockes ihr nachrauschte, war Cellini völlig benommen von dem Anblick. Er glaubte, kaum je eine schönere Frau gesehen zu haben.

„Hier,“ sagte sie, nachdem sie mit ihren weißen Händen ein Papier aus einer der Schubladen des Schrankes genommen. „Hier ist der ursprüngliche Kaufvertrag. Ich habe selbst fünfundsiebenzigtausend

Thaler bezahlt. Inzwischen ist der Grundbesitz um mindestens das doppelte gestiegen."

„Aber, meine gnädige Frau," schaltete Cellini ein, fuhr erst mit der Rechten durch das graumelierte Haar, und strich dann über sein dunkles, fast bräunliches Gesicht, als ob er so die unliebsamen Eindrücke verwischen könne. „Das ist ja eben der Irrtum. Sie wollen doch nicht, daß ich kaufe und nachher Geld verlieren soll."

„Gewiß nicht, Herr Cellini, und eben deshalb wollen wir's lieber ganz lassen," entgegnete Frau von Elstern und sah den Mann mit ruhigen, fast kalten Augen an. „Ich will so wenig meinen wie Ihren Nachteil. Ich bin," schloß sie, nun wieder die Züge glättend und im Ton spöttelnd, „darin einmal eine zu gute Christin."

„Wie Sie so reden, Gnädigste," stieß Cellini fast demütig heraus. Seine Gedanken waren jetzt nicht mit dem Kaufgegenstande beschäftigt, sondern nur mit der schönen, bestrickenden Frau. Sie berauschte ihn förmlich; je mehr sie sprach, und er sie anschaute, desto verwirrter wurden seine Sinne.

Aber weil sich etwas nicht gerade Ungeziemliches, aber doch weniger Ehrerbietiges in seinen Blicken bemerkbar machte, brach Frau von Elstern plötzlich schroff und mit sehr steifer Zurückhaltung ab und sagte:

„Ich rede nicht, sondern ich weiß, mein Herr! Aber da wir uns nicht verständigen können, ist es wirklich besser, daß wir der Sache ein Ende machen." Dabei erhob sie sich von dem wieder eingenommenen Sitz und gab durch eine nicht mißzuverstehende Bewegung das Zeichen zur Beendigung der Unterredung.

Nun trat ein Diener ins Gemach und meldete Herrn Doktor Kranach.

„Doktor Kranach?" fragte Cellini überrascht, und zudringlich fügte er hinzu: „Nicht wahr, ein junger Arzt? Kennen Sie ihn näher, wenn ich fragen darf, gnädige Frau?"

„Ich denke doch," entgegnete Frau von Elstern mit lauer Betonung und abweisendem Ausdruck und richtete ihre Blicke nicht auf den Fragenden, sondern auf die Thür, in der eben Kranach erschien. Dann aber noch einmal rasch das Wort nehmend, sagte sie sehr kurz und bündig: „Also ich wiederhole, mein Herr, zu dem von Ihnen gebotenen Preis will ich nicht verkaufen. Überlegen Sie sich die Sache in Ruhe, und schreiben Sie mir, wenn Sie schlüssig geworden."

Cellini verbeugte sich mit gezwungener Ehrerbietigkeit und sagte, seinen Hut ergreifend, zu Kranach, der ihm unbefangen die Hand geboten: „Ich würde

Ihnen sehr dankbar sein, Herr Doktor, wenn Sie heute noch im Laufe des Vormittags bei meiner Tochter vorsprechen wollten. Sie wurde vor dem Frühstück von einem Unwohlsein befallen, und ich habe ihr bereits gesagt, daß ich Sie deswegen aufsuchen würde. Darf ich auf Ihre Güte rechnen? Ich danke verbindlichst, Herr Doktor." Und dann zu der Frau des Hauses gewendet: „Verzeihen Sie, Gnädigste, ich bin also so frei, Ihnen noch einmal zu schreiben und mein äußerstes Angebot zu machen. Ich habe die Ehre, mich ganz gehorsamst zu empfehlen."

Nach diesen Worten ging er zur Thür. In dieser kehrte er sich doch noch einmal um und sagte: „Noch etwas, meine gnädige Frau. Ich darf wohl voraussetzen, daß Sie innerhalb der nächsten acht Tage nicht anderweit abschließen, daß Sie mir das Vorkaufsrecht während dieser Zeit einräumen."

„Jawohl gewiß, einverstanden," gab Frau von Elstern sichtlich gelangweilt zurück, und nun endlich entfernte sich Cellini.

*

„Ich komme eigentlich nur," hub Kranach an und schritt, während Frau von Elstern es sich mit äußerst befriedigter Miene auf ihrer seidenbezogenen Chaiselongue bequem machte, zerstreut im Zimmer auf und ab, „um mir bei Ihnen einen Rat zu

holen, liebe Freundin. Ich erzählte Ihnen neulich, daß ich bei der Familie La Croix eine Einladung zum Ball angenommen habe, und nun, da die Sache so weit ist, habe ich alle Lust verloren. Ich werde dort sicher eine sehr unglückliche Rolle spielen, und wenn mich das Fräulein sogar wegen des Tanzes beim Wort nimmt, bin ich ein verlorener Mensch. Stellen Sie sich einmal Theodor Kranach Galopp tanzend vor! Das könnte ja einem toten Maikäfer noch ein Lächeln ablocken. Und meine Garderobe! Mein Frack ist schlecht, die Lackstiefel sind alt und mürbe und glotzen mich mit einer Armesündermiene an. Und die Ausgaben? Wäsche, Handschuhe, Krawatte, Droschken, Trinkgelder. Da muß man ja sein ganzes Vermögen aus den Sparbüchsen herausschütteln, um das alles zu bestreiten. Und absagen kann ich doch auch nicht, es wäre wenig höflich, da ich bestimmt angenommen habe. Sie sehen, ich bin für diese gesellschaftlichen Dinge ganz ungeeignet, überhaupt befinde ich mich in der desolatesten Stimmung, und selbst wenn Sie mir jetzt ein Frühstück anbieten würden, gute, teure, liebe Frau Ilse, ich könnte das Gleichgewicht nicht wieder gewinnen."

Sie hatte ihm lächelnd und kopfschüttelnd zugehört, und als er sich nun ausgetobt, sagte sie: „Ja, Theodor Kranach ist und bleibt unverbesserlich,

aber ich denke, einmal muß er doch anfangen, sich ein wenig in die Welt zu schicken und nicht nur zu thun, was ihm behagt. Und da er meinen Rat verlangt: Natürlich müssen Sie den Ball besuchen, lieber Freund." Und mit neugieriger Spannung in seinen Mienen forschend, fuhr sie fort: „Können Sie es denn über sich gewinnen, eine Gelegenheit vorbei gehen zu lassen, ohne die von Ihnen bewunderte Marianne zu sehen?"

In Kranachs Gesicht drückte sich der Eindruck dieser Worte nicht aus, obschon er herausfühlte, daß aus Frau von Elstern die Eifersucht sprach. Er sagte mit Absicht, den letzten Satz übergehend:

„Ja, wenn Sie dabei wären, dann würde ich ein Gefühl der Sicherheit haben. Ich könnte mich auf alle Fälle hinter Sie verstecken, hätte ein starkes Rückgrat! Aber alle diese fremden Menschen! Schon der Gedanke macht mich nervös."

„Gerade so spricht ein Kind, wenn es die erste Gesellschaft besuchen soll," fiel Frau von Elstern mit gutmütigem Tadel ein. „Wir wollen aber das Kapitel nun schließen und uns Näherliegendem zuwenden. Ich höre drinnen Johann. Das Frühstück wird serviert sein. Kommen Sie, lieber Freund."

Nachdem sie sich in dem reich dekorierten, behaglichen Speisezimmer an einem mit kalten Platten

und dampfenden Schüsseln besetzten Tisch niedergelassen hatten, hub Frau von Elstern an:

„Sagen Sie, Kranach, wie kommen Sie zu der Bekanntschaft mit diesem Herrn Cellini? Ich gestehe, daß mir der Mann äußerst unsympathisch ist. Das heißt,“ fuhr sie, sich verbessernd, fort, „ich mag wohl seine äußere Erscheinung, die dunkle Farbe des Kopfes, sein Haar, und werde von dem intelligenten Gesichtsausdruck angezogen. Aber ich muß ihn eben auch immer ansehen, um das Unbehagen, welches mir seine Redeweise einflößt, zu überwinden. Kennen Sie dergleichen gemischte Empfindungen?“

„Ja, um so mehr,“ erwiderte Kranach beistimmend, „als ich sehr häufig die Beobachtung an mir selbst mache.“

„Das heißt, bei Ihnen geht's einem umgekehrt,“ entgegnete Frau von Elstern mit liebenswürdiger Betonung, Kranach zugleich eifrig ermunternd, den Rest eines Wildragouts zu nehmen, dessen größeren Teil er bereits in der kurzen Zeit verzehrt hatte.

Was sie bei anderen Menschen abgestoßen hätte, mochte sie an ihm. Es störte sie weder seine hastig unschöne Art zu essen noch die Ungelenkigkeit seiner Bewegungen, ja, das sonderbare Gemisch von Zutraulichkeit und gelegentlicher Zurückhaltung ihr

gegenüber erhöhte sogar den Reiz und Wert seiner Person in ihren Augen.

Sie bewunderte seinen Verstand und sein Wissen, teilte seine Lebensauffassung und fand seine barocken Abweichungen amüsant. Sie liebte ihn und wollte ihm angehören aus jenem inneren Muß, daß sich keine Rechenschaft über die Gründe zu geben vermag. Schon öfter war es ihr durch den Sinn gegangen, den gemeinsamen Freund Krimm einmal ins Vertrauen zu ziehen, aber ihr weibliches Gefühl hatte sich doch bisher immer gegen einen solchen Schritt gesträubt.

„Ich gratuliere übrigens dem Herrn Doktor, der bereits eine Patientin hat, und noch dazu eine junge Dame,“ fuhr Frau von Elstern in ihrem Gespräch fort. „Mit Staunen hat es mich erfüllt, Kranach, daß Sie sich zu diesem Entschluß aufgeschwungen haben, denn noch vor wenigen Tagen erklärten Sie mir, Sie wollten noch lange von all den Mühen Ihrer bisherigen gewaltigen Thätigkeit ausruhen.“

Sie lachte nach ihren Worten und schaute ihn mit zärtlichen Augen an. Kranach schmunzelte, aber da nun auch seine Blicke nicht mit der gewohnten unempfänglichen Gelassenheit auf ihr ruhten, ward er davon betroffen, wie verführerisch sie heute aus-

sah, und da sein Sinn für Schönheit rege ward, sagte er, das eben gefüllte Glas erhebend, mit größerer Wärme, als ihm sonst eigen:

„Eigentlich sind Sie doch eine ganz exquisit reizende Frau, liebe Frau Ilse, und ich muß, obschon nicht Ihr Geburtstag ist, — Ihrem jugendlichen Aussehen nach könnte man überhaupt meinen, daß Sie erst wenige davon erlebt haben, — heute einmal besonders auf Ihr Wohlsein anstoßen und Ihnen, Königin der Liebenswürdigkeit, auch danken, daß Sie immer so gut und nachsichtig mit dem barocken Kranach sind, der solche Güte gar nicht verdient hat.“

Über Frau von Elsterns Gesicht flog ein heller Schein, und von einer starken Gefühlswallung fortgerissen, erhob sie sich von ihrem Stuhl, trat Kranach näher, strich mit ihrer Hand über das auf seiner hohen Stirn liegende, kräftige Haar und sagte weich:

„Sie haben mir nicht zu danken, mein lieber Freund, sondern ich Ihnen, da Sie mir, abgesehen von allem andern, in den beiden letzten Jahren über so viele Stunden, die sonst ernst und inhaltslos gewesen wären, hinweggeholfen haben. Und da wir nun heute einmal ein bischen sentimental geworden sind,“ Frau Ilse sprach die Worte scherzend, aber ihre Stimme zitterte, „ich bitte, werden Sie mir in

der Folge nicht untreu! Verlieben Sie sich nicht in die schöne Marianne La Croix. Wollen Sie mir das versprechen?“

„Ich verspreche Ihnen getreulich, über den Zustand meines Herzens Bericht zu erstatten“, entgegnete der Doktor und sah seine Freundin mit dem ehrlichen Blick seiner guten Augen an. „Offen gestanden, ist ein wenig Feuer in mein Inneres geraten. Aber ich denke, das wird wieder erlöschen. Denn,“ — nun nahm Kranach die Gelegenheit wahr, einmal seinen geheimen Gedanken deutlichen Ausdruck zu verleihen — „ich werde gewiß im Leben nicht heiraten. Besser eignet sich ein Dromedar zum Seiltanzen, als ich für die Ehe.“

Frau Ilse hatte etwas anderes aus seinem Munde zu hören erwartet. Ihre Mienen wurden ernst und trübe, das Glas, das sie eben ergriffen, entglitt ihrer Hand, und wortlos wandte sie sich ab und trat an das nach dem Garten schauende Fenster. In einem dort aufgehängten Bauer zwitscherten zwei kleine Kanarienvögel. Der heimliche Gesang traf ihr Ohr, und diese unschuldigen Töne machten ihr Herz noch schwerer.

Kranach kämpfte einen schweren Kampf, was er thun sollte. Zu deutlich hatte sie ihm verraten, wie es in ihr aussah. Es schwoll heiß in ihm auf,

sie unglücklich zu sehen, und dennoch durfte er sich nicht aus Mitleid verlieren. Endlich trat er ihr leise näher, legte — zum erstenmal seit ihrer Bekanntschaft — den Arm um ihren schlanken Leib und sagte:

„Wollen Sie mich gar nicht mehr lieb behalten, wenn ich auch ferner als Junggeselle durch die Welt wandere, Frau Ilse? Ich bitte, sehen Sie Ihren Theodor Kranach mit den alten, lieben Augen an!"

Und da wandte sie sich zu ihm, preßte ihr thränenüberströmtes Angesicht fest an seine Brust und verharrte so für Sekunden in stummem Schmerz. Dann aber raffte sie sich hastig und ohne ihn anzuschauen, auf, durchmaß mit eilenden Schritten das Zimmer und kam nicht wieder zum Vorschein.

Noch lange, nachdem sie gegangen, saß Kranach da und starrte wie abwesend vor sich hin. So ereignisvoll war das, was geschehen, daß er nicht Herr seiner unruhigen Gedanken wurde. Endlich aber verließ er unhörbaren Schrittes die Wohnung und nahm seinen Weg zum Cellinischen Hause, um dort seinen ersten Besuch als praktischer Arzt zu machen.

*

Fast eine Woche war vergangen. Die Vorbereitungen zu dem Balle bei La Croix nahmen Kra-

nach in Anspruch, als ob es sich um eine Weltreise handle. Schon Stunden vor der Zeit begann er mit dem Prüfen seiner Garderobe und alle möglichen Unzuträglichkeiten stellten sich dabei ein. Zweien von den tags vorher gekauften Knöpfen, mit denen er den Hemdkragen befestigen wollte, brachen die Köpfe ab. Die weiße Krawatte, die Minna Triller gewaschen, war keineswegs schön, der chapeau claque hatte bedenklich graue Ränder, und die Lackstiefel zeigten jene brüchigen Einsenkungen, die sie eigentlich berechtigten, in einer verstaubten Ecke für immer auszuruhen.

Kranach versuchte ihnen mit einer Ölabreibung zu besserem Aussehen und Glanz zu verhelfen, aber alle Künste, die er an ihnen und an den anderen Garderobegegenständen anwendete, waren erfolglos. Beim Anziehen des Fracks stellte es sich heraus, daß das Tuch oben am Ärmel eingerissen war und auch die weiße Weste hatte trotz Minna Trillers Thätigkeit ein unfrisches Aussehen behalten.

Das alles drückte Kranachs Stimmung bis auf den Gefrierpunkt herab. Einmal ergriff ihn ein so boshafter Unmut, daß er alle Kleidungsstücke in die Ecke schleuderte, sich niedersetzte und an den Geheimrat La Croix einen Absagebrief zu schreiben begann. Sein Entschluß wurde unterstützt durch

die Vorstellung, wie unendlich gemütlich er diese Abendstunden bei Frau von Elstern würde zubringen können. Aber die letzte Begegnung mit ihr drückte ihm andererseits doch ein scheues Unbehagen auf, und bei näherer Überlegung schwand das Lockende dieser Vorstellung wieder.

So raffte er sich denn auf, holte das Fortgeworfene von neuem herbei, ging selbst an die Ausbesserung des Fracks und tröstete sich, wenn ihn abermals Zweifel beschleichen wollten, mit dem Lampenlicht, das die Mängel weniger sichtbar erscheinen lassen würde.

Als er sich schließlich in dem Spiegel beschaute, hielt er ein Selbstgespräch:

„Dein Kopf ist deine Rettung, Theodor," murmelte er, „ihn schuf der Höchste über den Schneebergen passabel, sonst gleichst du in deiner Erscheinung einem Schulmeister, der beim Minister wegen Erhöhung seines Gehalts persönlich devotest vorstellig werden will. Ob du wohl durch andere Gewänder deinen Körper in Einklang mit deinem Haupt zu bringen vermögen würdest? Vielleicht! Und wäre es nicht wirklich, Zeit dich innerlich und äußerlich zu metamorphosieren? Wenn Jean Paul sagt: Verachte die Welt, um sie zu genießen, so fordern diese Worte doch zugleich zur Anpassung

an das einmal Bestehende auf! Aber zu der Ausführung eines solchen Entschlusses gehört Geld, und Geld hat nur mein filziger Danziger Onkel und nicht ich. Es wäre also nötig, mit ihm zu reden!"

Kranach ließ sich in seinen Lehnstuhl nieder und grübelte mit schwermütiger Miene; er vergaß alles, die Gesellschaft, die bereits vorgerückte Stunde, selbst Marianne. Was jeden Menschen einmal beschleicht, kam über ihn: das tiefere Nachdenken über sich selbst, und an dem heutigen Abend reifte der feste Entschluß in ihm, das ungeregelte Leben gegen ein thatkräftiges und arbeitsames zu vertauschen, der Gewohnheit, auf Borg zu leben, zu entsagen.

Konnte Marianne ihm eine tiefere Neigung schenken, wenn ihr bekannt wurde, in welcher Weise er auf Kosten anderer lebte? Nimmermehr! Freilich überkamen ihn auch schwere Zweifel, ob sie überhaupt ein Interesse für ihn würde gewinnen können, und nun fiel's ihm zum erstenmal auf die Seele, ob ihr Herz überhaupt noch frei sei.

Krimm mit seiner anziehenden Erscheinung und seinem liebenswürdigen Wesen stieg vor ihm auf. Er sah ihn, wie er sich den blonden Schnurrbart drehte, den Kopf mit den frischen, gleichsam überquellend gesunden Farben und den lebenslustigen blauen Augen hin und her wandte, lachte, mit amü-

santen Redensarten um sich warf und die Menschen anzog.

Er verglich sich mit ihm, und der Vergleich fiel nur allzu ungünstig für ihn selbst aus. Krimm, ein vollendeter Gesellschaftsmensch, er, Kranach, eine unbehülfliche Alltagserscheinung!

Während er noch so dasaß, tönte der Schlag der nahe gelegenen Domkirchenuhr zu ihm herüber. Sie gab bereits die neunte Stunde an, und bis zu La Croix brauchte man fast dreißig Minuten.

Also vorwärts, rasch! Kranach griff in die Tasche, um sich seines Geldes zu versichern, — Krimm hatte ihm eine größere Summe geliehen, — schloß sein Häuschen ab und eilte stolpernd durch den dunklen Garten auf die Straße. Hier nahm er eine Droschke und fuhr seinem Ziel zu.

*

Zu seiner höchst angenehmen Überraschung fand er, als er im La Croix'schen Hause in den Flur trat, Bulton vor dem Spiegel stehen und sich mit einer Taschenbürste das Haar ordnen.

Er sah in seiner Gesellschaftstoilette besonders gut aus, und Kranach drängte sich heute bei seiner Erscheinung unwillkürlich der Vergleich mit den Bildern flandrischer Maler früherer Jahrhunderte auf. Bulton trug einen kräftigen Henriquatre und einen

sehr spitzen, wenn gleich spärlichen blonden Kinnbart, die Backenknochen in seinem Gesicht traten scharf hervor, die freie Stirn mit dem zurückgestrichenen Haar verlieh seinen Zügen einen Ausdruck eroberungssüchtiger Kühnheit, und die dunklen Augen blickten lebhaft und intelligent.

„Was? Du hier?“ rief Kranach.

Bulton gab die Frage ebenso erstaunt zurück, zugleich erklärend, daß er von Krimm, der es übernommen habe, noch einige junge Leute zum Ball heran zu ziehen, aufgefordert sei, bei La Croixs Besuch zu machen, und dieser Aufforderung Folge geleistet habe.

„Ja, ganz gut, und Deine Frau?“

„Meine Frau? Ach so — ja, weißt Du, — die macht ja doch dergleichen nicht mit, ich habe sie bei meiner Antrittsvisite schon entschuldigt.“

Kranach schüttelte den Kopf und wollte etwas erwidern, aber da der Diener eben die Thür zum Empfangszimmer öffnete, blieb unausgesprochen, was er sagen wollte.

Sie durchschritten zwei Zimmer und fanden den Geheimrat und seine Frau, — den ersteren klein, korpulent, freundlich, beweglich, auf der Nase eine goldene Brille, kurz, in der Erscheinung durchaus einem Geheimen Sanitätsrat entsprechend, die letztere

sehr viel jünger als ihr Mann, noch schön, mit sanftem Ausdruck und Marianne ähnelnd, — vor dem mit zahlreichen tanzenden Gästen angefüllten Ballsaal die Honneurs machend.

Die Begrüßung war ungemein herzlich, und besonders verbindlich wandte sich der Herr des Hauses Kranach zu, schon weil dieser im Gegensatz zu Bulton, der sich rasch in das Gewühl hinein begab, auf eine Teilnahme am Tanze zu verzichten erklärte.

Aber bevor noch die Tour beendet war, erschien Marianne La Croix, die bezaubernd aussah. Sie trug ein weißseidenes, ihren Körper vollendet umschließendes Kleid, und die dunkelgelben Rosen, die sie an Haupt und Brust befestigt hatte, stachen überaus reizvoll ab gegen die Farbe des Gewandes und das dunkle Haar. Sie hatte sich fortgeschlichen, um Kranach zu begrüßen, und sprach lebhaft und in ihrer gewohnten, freimütigen Weise auf ihn ein.

„Und hier ist noch jemand, den Sie nicht kennen, der es aber nicht erwarten kann, Ihre Bekanntschaft zu machen", sagte sie im Laufe der rasch dahin fließenden Rede und hielt ihre Schwester Ines, die eben rasch sich durch die Zuschauenden drängend, vorübereilen wollte, am Arm fest. „Meine Schwester Ines — Herr Doktor Kranach."

Ines hatte einen auffallend feingeschnittenen Kopf

und war gewachsen wie eine Hebe. Große, dunkle Augen saßen in einem blassen, durchgeistigten Gesicht, das von etwas tief herabgescheiteltem, sehr schwarzem Haar umrahmt war.

Sie bewegte zweimal nickend den Kopf bei der Vorstellung. Es sei das eine Ines-Eigentümlichkeit, erklärte Marianne und fügte hinzu: „Sie ist überhaupt ein Mensch für sich. Ich glaube, Sie werden sich gut verstehen, denn sie ist auch ein lieber Kerl." Und dabei nahm sie Ines in den Arm und hätschelte sie.

Ines zog die Lippen und bewegte den Kopf, wie jemand, der sich über ein Lob freut und doch befangen ist, daß man es ihm so unumwunden ausspricht.

Dann sagte sie lustig und ihre Schwester zärtlich anblickend:

„Garnicht, auch nicht im entferntesten mit Marianne zu vergleichen, Herr Doktor. Sie ist überhaupt unnachahmlich nett. Aber entschuldigen Sie mich jetzt, ich soll meiner Freundin ein paar Stecknadeln holen."

Damit flog sie schnell wie eine Taube durch das Zimmer von ihnen fort.

„Wie alt ist Fräulein Ines?" fragte Kranach, Mariannes Schwester mit neugieriger Teilnahme nachschauend. Es war das erste, was er sagte, da

bisher des Mädchens Nähe ihn in die frühere Verwirrung versetzt hatte.

„Zwei Jahre jünger als ich. Nun erraten Sie, Herr Doktor, ihr Alter. Können Sie gut raten?“

„Sie machen jene pikanten Umwege beim Sprechen, die wie die Vorgerichte die nachfolgenden Gänge schmackhaft machen,“ lachte Kranach, jetzt schon unbefangener. „Das liebe ich. Und raten kann ich sonst schlecht, aber diese Aufgabe vermag ich doch zu lösen, da ich mich in dem Studieren von Physiognomien geübt habe.“

„Nun?“

„Sie sind zwanzig Jahre und drei Monate, Fräulein Ines also achtzehn und drei Monate —“

Marianne schaute verwundert empor, dann aber sagte sie ohne Enttäuschung:

„Sie wußten unser Alter, das ist kein Kunststück.“

„Bei Krimms stolzem Schnurrbart schwöre ch, daß ich keine Ahnung davon hatte,“ gab Kranach launig zurück. „Übrigens Krimm! Noch habe ich den kühnen Welteroberer nicht gesehen. Ist er vielleicht gar nicht gekommen?“

„Doch, doch! Er hatte nur bisher Pflichten! Aber jetzt wird er erscheinen. Der Tanz ist zu Ende! und ich muß rasch zurück, da ich meinem Herrn

fahnenflüchtig wurde. Verzeihen Sie, Herr Doktor. Nachher plaudern wir weiter!"

Hierauf eilte sie rasch fort, und Kranach wandte sich wieder zu dem artig auf ihn zutretenden Geheimrat, der ihn in ein anstoßendes Gemach zog. Hier verwickelten sich die beiden Herren in ein so eifriges Gespräch, daß sie sich erst trennten, als die Souperzeit gekommen war, und der Wirt, seiner Pflichten gedenkend, zu den Gästen zurückkehren mußte.

„Sie führen also gütigst meine älteste Tochter Marianne. Der Diener wird Ihnen eine Tischkarte überreicht haben?" warf er beim Fortgehen hin.

„Nein, Herr Geheimrat, aber ich sage Ihnen meinen verbindlichsten Dank für die große Auszeichnung."

„Bitte, bitte, durchaus in der Ordnung," wandte der Wirt in seiner liebenswürdigen Höflichkeit ein, und Kranach begab sich fort, um Marianne aufzusuchen.

Eben drängte sich Krimm mit seinen lebenslustigen, hellen Augen und seiner siegreichen Miene durch die jetzt in den Gemächern verteilten, zahlreichen Gäste, und eilte, als er Kranach erblickte, mit großer Herzlichkeit auf ihn zu.

„Dieses Haus muß Katakombengänge haben," rief er. „Ich habe Dich überall gesucht, nachdem

ich von Bulton und Fräulein Ines hörte, daß Du wirklich erschienen seist. Wo stecktest Du denn? Übrigens alle Bewunderung! Du siehst aus wie der Dichter Dante im Frack. Ja, Dein Kopf, Theodor Kranach, der kann sich sehen lassen. Er ist ein Vorwurf für Künstler."

„Danke für Deine Güte, Krimm. — Sage 'mal, wen führst Du zu Tisch?"

„Fräulein Ines."

„So, so; ich war nämlich sehr überrascht, daß ich Fräulein Marianne führen soll, ich glaubte natürlich, daß Du, Weltbezwinger, sie gepachtet hättest. Übrigens sehr artig, gerade uns die Töchter des Hauses zu überlassen."

„Wir sind zum erstenmal in Gesellschaft hier, da entsprach es beinah den Vorschriften eingebürgerter Sitte," entgegnete Krimm. „Aber es ist richtig, die Menschen hier im Hause haben geradezu Patente auf Liebenswürdigkeit genommen. — Wie findest Du denn Fräulein Ines?"

„Sehr interessant! Wie eine Geisterseherin sieht sie aus. Ein Mädchen, welches das Verlangen weckt, sich mit ihr zu beschäftigen. Übrigens, was schert Dich das jüngere Hühnchen, ich denke, Du schwärmst für — Susanne?"

„Du meinst mit Deinem wunderbaren Namensgedächtnis Marianne. — Ja, ja, aber der jüngere, knospende Zweig an dem La Croixschen Baume ist auch nicht zu verachten. Was Marianne besitzt, und was mich zu ihr hinzieht, hat Ines gleichfalls, aber eben auch noch das, was in meinen Augen Marianne vielleicht doch fehlt."

„Und das wäre?" fragte Kranach, dem diese Erklärung erhebend wie Kirchenmusik erklang.

„Weißt Du, Freund", — hier zog Krimm Kranach trotz des Zeichens, das eben bereits für den Tischgang gegeben wurde, noch einmal rasch beiseite: „Marianne ist bei näherer Bekanntschaft — ich war nämlich inzwischen schon ein halbdutzendmal hier im Hause — bisweilen so eigentümlich, daß ich schon —"

Aber nun wurden die Freunde durch den Anruf des Wirtes unterbrochen, und beide eilten fort, um sich ihren Damen zu nähern.

Als die Paare den Speisesaal betraten, sah Kranach, daß Bulton die Frau Geheimrätin La Croix führte, und er murmelte:

„Wahrlich, die drei Musketiere, Portos, Athos und Aramis haben Glück."

„Bitte, Sie gaben eben Ihren Gedanken eine sehr leise Audienz!" sagte Marianne noch während

des Niedersetzens. „Darf man wissen, was Gutes oder Böses Ihr Inneres bewegte?"

„Nur Gutes, mein Fräulein. Ich sah, daß mein Freund Bulton —"

„Ah, auch Sie kennen sich?"

„Allerdings; Bulton, Krimm und ich waren schon auf der Universität unzertrennlich und sind auch jetzt noch eng verbunden. Also ich bemerkte, daß Bulton Ihrer Frau Mama den Arm gereicht hat, und gab meiner Freude Ausdruck, daß Sie Ihren drei neuen Bekannten so überaus zuvorkommend begegnen, mein Fräulein. Ich sehe, welchen großen Freundeskreis Sie haben, sie alle müssen zurückstehen vor den drei Eindringlingen."

„Wir sind sehr glücklich, daß der Schneeballwurf uns mit so liebenswürdigen Menschen in Berührung gebracht hat," entgegnete Marianne mit ehrlicher Betonung. „Nämlich auch Herr Bulton, den ich erst heute kennen lernte, gefällt mir sehr. Sagen Sie mir, bitte, etwas über ihn. Es befremdet uns, daß er seine Frau uns nicht zugeführt hat. Ist sie wirklich krank?"

„Ohne Zweifel! Und ein Urteil über Bulton? Er ist, soweit ich ihn kenne, mit zwei Strichen zu zeichnen. Franz Bulton ist ein intelligenter und vielseitig veranlagter Mensch, aber leider zu viel-

seitig und zudem ein sehr großer, wenn auch liebenswürdiger Egoist."

„Und seine Frau?"

„Sie ist in ihrer Art vollendet, aber etwas hausbacken und schwerfällig. Daraus erklärt sich auch ihre Zurückhaltung. Man sieht sie fast nie in der Gesellschaft, so viel ich höre."

„So viel Sie hören? Haben Sie wenig Verkehr?"

„Mit einer einzigen Ausnahme gar keinen. Zu meiner Freundin, Frau von Elstern, gehe ich mehreremal in der Woche, aber nie, wenn sie Gäste bei sich empfängt."

„Wie? Frau von Elstern ihre Freundin? Das interessiert mich sehr. Darum beneide ich Sie. Es soll eine entzückende Frau sein, schön, liebenswürdig, klug, zudem unheimlich reich. Man wundert sich sehr, daß sie nicht wieder heiratet."

„Und doch nicht zu verwundern, mein Fräulein. Erstens kennt sie das falsche Paradies —"

„Herr Doktor, Herr Doktor, welch eine Bezeichnung für die Ehe!"

„Gut, also erstens liebt sie die Unabhängigkeit und zweitens —"

„Nun, zweitens? — Bitte, nehmen Sie nicht

von dieser Schüssel? Ich glaube, den Fisch empfehlen zu können."

„Zweitens ist sie sehr kapriziös. Sie stellt besondere Anforderungen an einen Mann. Er muß klein und dick sein, eine runde, rote, gutmütige Nase haben und karrierte Pantalons tragen."

Marianne lachte und sagte, ohne weiteres auf den Scherz eingehend, mit künstlich ernsthafter Miene: „Freilich, es ist schwer, das gerade so zu treffen. — Sie sind wohl eine sehr lebensfrohe Natur, Herr Doktor? Gottlob, daß es noch solche giebt. Die Blasierten bilden leider die Mehrzahl und sind ebenso verbreitet wie die Geistlosen. Ich bin in der Konversation mit Herren oft wie auf den Mund geschlagen, weiß gar nicht, was ich sprechen soll."

„Sie machen allerdings den ganz entgegengesetzten Eindruck."

„Und doch ist's, wie ich sage. Ja, wenn ich angeregt werde, dann habe ich alle Käfige voll von Tauben, die eilig herausflattern möchten. Sie und Herr von Krimm sind anregende Menschen! Mit Ihnen könnte ich mich zehn Jahre ohne Unterbrechung unterhalten."

„So? Also länger doch nicht? „Wie wird's dann aber im elften und den folgenden?"

„Nun, dafür ist gesorgt, dann sehen wir uns nicht mehr!“

„Ah so“, unterbrach sich Kranach und schaute seine lustig schwatzende Nachbarin mit einem tiefen und sein steigendes Interesse verratenden Blick an. Er hätte nur zu gern etwas hinzugefügt, am liebsten ihr jetzt gleich gesagt, daß er wünsche, ein ganzes, langes Leben mit ihr zu plaudern, sich nie wieder von ihr zu trennen.

Aber er unterließ es schon deshalb, weil Marianne plötzlich mit zerstreuten und, wie ihm scheinen wollte, sehr eifersüchtigen Augen zu Krimm und Ines hinüber schaute. Die beiden hatten sich so ineinander vertieft und lachten so lebhaft miteinander, daß ihre Stimmen das schwirrende Geräusch der schwatzenden Gäste fast übertönte.

Wie eine Eiskruste legte es sich um Kranachs Herz. Es war sicher, sie liebte Krimm. Die Aufmerksamkeiten, die er ihrer Schwester erwies, flößten ihr eine solche Qual ein, daß sie sich nicht einmal äußerlich zu beherrschen vermochte. Freilich wurde sein Argwohn im nächsten Augenblick aufgehoben.

Während Marianne eben noch mit ängstlich forschender Miene dagesessen, wandte sie sich gleich

darauf hellen Auges wieder zu Kranach und sagte, als habe sie einen Blick in sein Inneres getaucht

„Verzeihen Sie, daß ich eben so unhöflich unser Gespräch abschnitt. Ich weiß auch, was Sie denken. Aber es ist nicht das rechte, Herr Doktor! Ich war nur besorgt, daß Ines in ihrer Ausgelassenheit etwas Auffallendes thun möchte. Ich wollte ihr gern einen kleinen Wink geben. Sie weiß in solchen Fällen gar nicht, wie lebhaft sie ist, und bedarf einer Mahnung.“

„Gott sei Dank!“ stieß Kranach heraus und erlöste sich durch einen schweren Seufzer.

Das klang so ehrlich-treuherzig, daß Marianne unwillkürlich lachen mußte.

In einem sich ihr aber doch wieder aufdrängenden Zweifel über die Bedeutung seiner Worte sagte sie: „Gott sei Dank! Wie tief Sie das aus Ihrem Innersten herausholten. Darf ich um eine Deutung bitten, Herr Doktor?“

Kranach sah Marianne in die Augen und erwiderte mit ausdrucksvoller Stimme: „Wie das zu deuten ist? Warum fragen Sie, da Sie es wissen? Ich war auf einem zerbrechlichen Fahrzeug auf hoher See und glaubte schon, daß ich scheitern und untergehen müsse. Da streckten Sie die Hand aus und

sagten: ‚Ich weiß, was Sie denken, aber es ist nicht das rechte,‘ und retteten mich!“

Nun war's an Marianne, den Blick zu Boden zu schlagen, ein reizendes Rot flog über ihre Wangen, und verlegen zerkrümelten ihre Finger ein Stückchen Brot, das neben ihrem Teller lag.

Freilich enttäuschte sie ihn wie vorhin — und diesmal im entgegengesetzten Sinn — gleich darauf wieder durch Miene und Wort, indem sie, als sei nichts vorhergegangen, ein anderes Gespräch begann. Auch trat, als Krimm später eine Gesundheit ausbrachte, abermals ein Ausdruck von starker, mit deutlichem Interesse vermischter Spannung in ihre Züge, und nach Beendigung seines Vortrages rief sie begeistert:

„Vortrefflich, ganz vortrefflich! Nicht wahr? Herr von Krimm ist ein geborener Redner. Ich habe lange keine so amüsante Rede gehört. Finden Sie nicht auch, daß der eigentliche Wert eines Toastes in der Form liegt, daß er nur günstig wirkt, wenn er den Eindruck hervorruft, daß der Augenblick die Gedanken schuf? Wer toastet, muß mit seinen Zuhörern plaudern, er darf nicht pädagogisieren und niemals durchscheinen lassen, daß das Gegebene einstudiert ist.“

„Ja, ich stimme Ihnen vollständig bei,“ entgeg-

nete Kranach. „Man muß freilich unterscheiden zwischen einer Rede und einem Toast. Der Toast soll eine springende Quelle sein, die Rede mehr ein seine breite Bahn majestätisch verfolgender Strom. Wie Eigentümlichkeit der Kraft und Bildung den besondern Menschen machen, so bestimmt auch beim Vortrag das Abweichende den Wert des Gesagten. Krimm spricht im Toast wie im Leben, und die dabei sich gleich bleibende liebenswürdige Eigenart ist es, die besticht."

„Wie freundlich Sie urteilen!" fiel Marianne ein. „Sie scheinen überhaupt einen milden Sinn zu besitzen. Das ist bei gescheiten Menschen vornämlich eine nicht hoch genug zu schätzende Eigenschaft. Ich beneide Frau von Elstern, die sich mit klugen Menschen zu umgeben vermag, wie ich denn überhaupt eine wahre Sehnsucht danach habe, mit Personen in Berührung zu treten, die Ausdruck und Farbe besitzen. Übrigens, haben Sie mit meinem Vater gesprochen? Ich ermunterte ihn, Sie in die Praxis einzuführen, — natürlich Ihre Genehmigung vorausgesetzt — und er versprach, mit Ihnen zu reden."

„Nein, noch nicht, mein Fräulein, aber immer stärker verpflichten Sie mich durch den regen Anteil, den Sie an mir nehmen, durch das nachsichtig wohl-

wollende Urteil, das Sie über mich fällen. Ich will auch versuchen, es mir zu erhalten, und vielleicht würden Sie mir zur Bethätigung meiner Absicht gestatten, Sie und die Ihrigen häufiger zu besuchen, bisweilen ohne besondere Einladung bei Ihnen einzusehen?"

„Niemand wird sich darüber mehr freuen, als ich," entgegnete Marianne und senkte mit jener verlegenen Scheu die Augen, die stets eine tiefere Empfindung verdeckt. Kurz darauf freilich lachte sie über eine Bemerkung ihres Nachbars wieder so unbefangen, daß Kranach ganz irre ward und beschloß, Krimm baldigst über Marianne auszuforschen. Wenn der Ausdruck in des Mädchens Mienen so rasch wechselte, daß man plötzlich einen ganz andern Menschen vor sich zu haben glaubte, so war dies vielleicht auf Mariannes Bestreben zurückzuführen, dem Charakter, welchen das Gespräch mehrmals angenommen, wieder einen minder persönlichen Inhalt zu geben, aber Zweifel blieben doch in Kranach haften, und es drängte ihn sehr, zu erfahren, auf welche Thatsachen sich Krimms abfälliges Urteil stützte.

Als sich Kranach nach Aufhebung der Tafel nach seinen Freunden umschaute, sah er Bulton im Kreis einiger jungen Damen, denen er in sehr auf-

fallender Weise den Hof machte. Es war ersichtlich, daß er reichlich getrunken und in der Erregung bereits die Berechnung seiner Handlungen verloren hatte. Er genoß den Augenblick und berauschte sich wie ein junger Student. Unwillkürlich gingen Kranachs Gedanken zu der Frau, die einsam daheim saß; er sah ihren schwermütigen Blick, und Mitleid erfaßte ihn. Aber er gelangte auch durch das, was seine Augen sahen, zu einem Entschluß. Er nahm sich vor, baldigst mit Frau von Elstern zu sprechen, sie in alles einzuweihen und ihre Beihülfe für einen Plan zu erbitten, der sich ihm schon bei der neulichen Unterredung mit ihr aufgedrängt hatte.

Als er ins nächste Zimmer trat, bemerkte er auch Krimm, der sich bereits wieder an Ines' Seite befand, und neben beiden stand Marianne und schwatzte und lachte so fröhlich, daß Kranach nur schwer über einen Anflug aufsteigender Eifersucht Herr ward.

Es war spät, als die drei Freunde zusammen den Weg nach Hause nahmen. Bulton, noch unter dem Einfluß der Erregung durch Tanz und Champagner, verriet, was seine Seele bewegte, indem er Kranach fortwährend von Frau von Elstern vorschwärmte. Krimm aber flüsterte Kranach vor dem Abschied zu: „Wir müssen über die beiden

Schwestern sprechen. Ich will Dir alles mitteilen, aber so viel steht fest, es ist schwer zu sagen, welcher der Vorzug zu geben ist.“

*

Doktor Leopold von Krimm war jedenfalls ein sehr beneidenswerter Mensch. Er war jung, erfreute sich einer ausgezeichneten Gesundheit, hatte bisher im Leben nur Angenehmes erfahren, war vermöge seiner Veranlagung rasch durch die Schule und die Examina gekommen, wurde überall, wo er erschien, gern gesehen, besaß einen vortrefflichen Humor und eine praktische Lebensauffassung und war überdies sehr wohlhabend. Da er seine Eltern schon als unmündiges Kind verloren, hatte er diesen Verlust kaum empfunden, und mit seinem Vormund, der sein Erbteil verwaltet, war er stets im besten Einvernehmen gewesen. Gegenwärtig hatte er als Assessor bei der Regierung in F. eine Beschäftigung gefunden, und soweit ihn nicht seine amtliche Thätigkeit in Anspruch nahm, ging er seinen Passionen nach und genoß das Leben in vollen Zügen. Krimm war ein ausgezeichneter Fechter und Reiter, lenkte mit großer Gewandtheit einen Viererzug, schoß mit sicherstem Auge, und war ein Gesellschaftsmensch par excellence.

In den Häusern, in denen er verkehrte, gab er

meist den Ton an und war — eine seltene Erscheinung — fast ebenso gern von den Männern wie von den Frauen gesehen. Sehr egoistisch, von Launen nicht frei und leicht empfindlich, kam es vor, daß er, fast täglich in einem Hause verkehrend, plötzlich fortblieb und dann kaum noch die äußeren Höflichkeitsformen beobachtete. In dieser Beziehung fehlte ihm eine gewisse Erziehung.

Krimm begeisterte sich leicht, aber da er lediglich ein Verstandesmensch war, machte er nachträglich sehr feine Unterscheidungen und setzte nüchterne Überlegung an die Stelle von Gemütswallungen.

Durch den Schneeballwurf zufällig mit Marianne La Croix in Berührung gebracht, hatte er neuerdings eine ganz besondere Neigung für die Familie gefaßt.

Die beiden jungen Mädchen übten eine außerordentliche Anziehungskraft auf ihn aus, und Krimm, der bisher noch niemals daran gedacht hatte, das Junggesellenleben aufzugeben, beschäftigte sich zum erstenmal mit der Idee, zu heiraten.

An dem Morgen nach dem Balle fühlte er das lebhafte Bedürfnis, sich mit Kranach über den vergangenen Abend und insbesondere über Marianne zu unterhalten und verließ deshalb kurz nach elf Uhr seine prächtig eingerichtete Wohnung und nahm den Weg zu dem Kranachschen Gartenhaus.

Schnee und Eis lagen auf den Straßen, aber die Sonne schien, und die durch ihre Wärme sanft gemilderte Luft hauchte einen frühlingsartigen, erquickenden Atem aus, durch den Krimm in eine fröhlich gehobene Stimmung versetzt ward. Als er, bei der Kranachschen Wohnung angelangt, den Garten durchschritt, guckten schon junge, grüne Gräser mit funkelnden Tropfen an den Spitzen unter der weißen Decke hervor.

Nun klopfte er an die Thür des Häuschens, aber es erfolgte kein Herein.

„Er schläft natürlich noch, der unverbesserliche Faulpelz," murmelte Krimm und trat ohne weiteres in das von hellem Licht beschienene Gemach.

Als er seinen Blick auf Kranachs Bett warf, richtete sich dieser gerade empor, nahm die Pfeife aus dem Munde und griff nach der dampfenden Kaffeetasse.

„O, Du zwiefach Gesalbter!" rief Kranach, bevor noch Krimm zu sprechen vermochte, „laß mich Dir gleich erklären, weshalb ich mich auf Dein polterndes Geräusch wie eine tote Spinne verhielt. Meine Gläubiger haben die verdammte Manier, mich immer morgens um diese Zeit aufzusuchen, und da hülle ich mich denn in ein düster dumpfes Schweigen und habe die Befriedigung, daß sie mit trägem, ihre

Enttäuschung verratendem Schritt wieder von dannen schleichen. Freilich bist Du ja auch mein Gläubiger, mein einziger Krimm, aber für Dich bin ich jederzeit zu Hause, selbst bei Nacht.

Übrigens muß ich Dir, bevor Du mich nach Deiner Gewohnheit unzeitig unterbrichst, etwas ganz Besonderes erzählen, das mir heute Nacht bald nach Rückkehr vom Ball passiert ist. Nachdem ich eben mit dem mohnstreuenden Gott das bekannte Freundschaftsbündnis geschlossen, wachte ich von einem eigentümlich tastenden Geräusch an meiner Thür auf. Anfänglich glaubte ich, daß dies nur Sinnestäuschung sei, aber als es sich in deutlicher und beunruhigender Weise fortsetzte, richtete ich meine Augen gespannt auf die Thür. Ich war überzeugt, daß mir die Ehre eines Einbruchs zu teil werden sollte. Da ich nie die Thür zuschließe, wurde dem Besucher das Eintreten leicht, und ich sah also wirklich kurz darauf einen Menschen mit einer Blendlaterne ins Zimmer schleichen. Er schaute sich vorsichtig spähend um, und tastete sich, da nichts Verdächtiges sein Ohr traf, nach der Gegend meines Schreibtisches. Ich hatte mich tief in die Kissen gedrückt, beobachtete mit halbgeschlossenen, scharfen Luchsaugen, was sich ereignen werde, und verhielt mich einstweilen so totenstill, daß es wirklich für

jeden anständigen Dieb Ehrensache war, eine solche Gelegenheit zum Stehlen nicht vorübergehen zu lassen. Als er aber nun eben am Schloß des Schreibtisches herumzuhantieren begann, richtete ich mich empor und sagte mit lauter, vernehmlicher Stimme:

‚Guten Abend, wie geht es Ihnen?‘

Da einem Dieb ein solcher Anruf jedenfalls ungewöhnlich vorkommen mußte, stutzte er. Aber bevor er sich noch von seinem Erstaunen zu erholen vermochte, fuhr ich fort:

‚Entschuldigen Sie die Frage: Wollen Sie etwa bei mir stehlen? Bitte genieren Sie sich nicht. Ich möchte Ihnen nur zur Erwägung anheim geben, ob Sie sich nicht eines der auf dem Schreibtisch stehenden mikroskopischen Instrumente bedienen wollen. Ich kann freilich selbst mit diesen nichts bei mir entdecken, aber Sie sind vielleicht glücklicher. Im übrigen empfehle ich mich Ihnen!‘

Nach diesen Worten schlüpfte ich wieder gelassen unter die Bettdecke, und — Krimm, ich hätte den Kerl wegen seines Humors umarmen können — mir schollen die Worte entgegen:

„Nehmen Sie meinen verbindlichsten Dank, Herr Doktor, daß Sie mir die unnötige Mühe erspart

haben, und seien Sie überzeugt, daß ich Sie nie wieder belästigen werde."

Nach diesen Worten machte der Herr Dieb eine ganz wundervolle Verbeugung und ging auf demselben Wege zurück, den Sie, hochgeehrter Herr Doktor von Krimm, eben zu mir eingeschlagen haben. Nachdem Du nun so über die Vorgänge der vergangenen Nacht orientiert bist, liebster Frauenherzenbrecher, sei so gut und stecke Dir eine Zigarre aus Deiner eigenen Tasche an und rücke Dir einen Stuhl her!"

Krimm, der bisher stehend zugehört, kam der Aufforderung lachend nach, und bald waren die beiden Freunde in einem eifrigen Gespräch.

„Ich kam gestern nicht dazu," erörterte Krimm im Laufe der Unterhaltung, „Dir meine Beobachtung über Marianne La Croix mitzuteilen. Wir wurden unterbrochen. Aber ich merkte Dir an, Kranach, daß Du begierig warst, etwas Näheres zu erfahren. Freilich muß ich Dir gleich gestehen, daß ich gerade am gestrigen Abend wieder ganz irre geworden bin, ja, offen gestanden, — und in demselben Sinn äußerte ich mich schon bei unserem Abschied, — war sie mir gestern am Schluß des Abends wieder so ausnehmend sympathisch, daß ich zweifelhaft geworden bin, welcher von beiden Schwestern der Vorzug zu geben ist.

Nicht wahr," fuhr er arglos fort, „Du hast keine wirklich ernsthafte Neigung für Marianne?"

„Darüber zerbrich Dir wenigstens den Kopf nicht," entgegnete Kranach ausweichend. „Mir ist's jedenfalls interessant, etwas über das Mädchen zu hören."

„Nun wohl," begann Krimm. „Ich bin mir darüber nicht klar, was eigentlich in Marianne vorgeht. Es ist mir schon wiederholt begegnet, daß sie mich durch ihr Wesen beim Gespräch wahrhaft bezauberte, und dann im nächsten Augenblick war alles Zuthunliche wieder aus ihrem Gesicht verschwunden, und wie ausgewechselt saß sie vor mir. Das merkwürdigste aber, ich möchte sagen, das erschreckende dabei ist, daß sie dann plötzlich ganz andere Augen hat, völlig anders spricht und ein so ruhig gleichgültiges Benehmen an den Tag legt, daß ich schon auf den Gedanken gekommen bin, ob dieses seltsam verschiedene — verstehe mich recht — wenn auch nicht mit einer geistigen Störung, doch mit einem Mangel an Konzentrationsvermögen, das immerhin als eine Schwäche anzusehen ist, in Verbindung steht."

Krimm machte eine Pause und sah vor sich nieder wie jemand, der über das, was er selbst gesagt hat, noch weiter nachdenkt. Er würde sonst dem erschreckten Ausdruck im Gesicht seines Freundes begegnet sein.

Hatte sich Kranach doch ähnliches aufgedrängt und den Wunsch in ihm rege gemacht, sich mit Krimm über Marianne auszusprechen. Aber bevor noch eine weitere Erörterung möglich war, wurde kräftig geklopft, und zum Erstaunen beider trat Bulton, das Gesicht von den Wirkungen des gestrigen Abends noch stark gerötet, im übrigen mit leichten Bewegungen und aufgelegter Miene ins Zimmer und rief:

„Ah, ihr beide schon zusammen!? Das trifft sich ja ausgezeichnet.“

„Ja, ja,“ entgegnete Kranach pathetisch. „Wir haben schon seit Stunden stark gearbeitet und die gestern verlorene Zeit nachgeholt. Ein fleißiger Mensch ist eben immer rechtzeitig an der Hobelbank. — Übrigens, nimm Platz und stecke Dir eine von Krimms Zigarren an. Bitte, bitte, nicht zu danken. — Dagegen sieht man Dir Tanz, Champagner, Staub, Hitze und Frauenverehrung sehr deutlich an. Nicht wahr, Du hast diese Nacht ein fürchterliches Jammertier gezüchtet und willst, daß wir ihm das Fell streicheln.“

Bulton lachte und holte sich einen Stuhl herbei. Dann sagte er: „Ich wollte Dich abholen, Kranach, mit mir einen Frühschoppen zu trinken. Es ist die einzige Möglichkeit, um wieder Mensch zu werden.“

„Ja, das wäre eine sehr gute Idee,“ bestätigte

Krimm. „Steh auf, Faulpelz Theodor! Wir wollen erst einen Spaziergang durch die frische Luft machen und dann beim Kleinen Karl den Frühschoppen nehmen.“

Als aber eben Kranach, dieser Aufforderung nachkommend, seinen großen Körper aus dem Bett schob, wurde zum drittenmal geklopft, und Minna Triller erschien in der Thür. Nun flog er hastig und unter dem Gelächter der anderen in seine Behausung zurück.

Minna Triller, eine kleine, freundliche, überaus saubere Frau, die wie eine einem alten Schloß angehörende Wirtschafterin aussah, hatte offenbar etwas Außergewöhnliches auf dem Herzen. Kranach schloß dies aus dem Umstande, daß sie nicht wie sonst ihren Waschkorb mit der darüber gedeckten weißen Serviette unter dem linken Arm trug. Er rief der schamhaft Zurückweichenden zu, sie möge draußen einen Augenblick warten, da er ihr gleich Audienz erteilen werde, und bat seine Freunde, zum Kleinen Karl voran zu schreiten, da es die Besucherin sicher genieren werde, „bedeutsame finanzielle Angelegenheiten“ in ihrer Gegenwart zu erörtern. Übrigens der letzte Tag, liebe Kinder, an dem ich die Pfade eines Pumpus von Perusia einschlage,“ rief er, während er sich an die Toilette begab. „Gestern reifte der Entschluß

in mir, ein anderes Leben zu beginnen. Ich reise nächster Tage nach Danzig, um meinem Onkel ins Gewissen zu reden, und, ob's gelingt oder nicht, nach meiner Rückkehr beginne ich als praktischer Arzt meine Thätigkeit."

„Na, na," riefen beide Freunde, sich zum Gehen rüstend, in zweifelndem Tone, und Bulton rezitierte, eigener Eingebung folgend:

„Eher sterben die Jahreszeiten Winter, Herbst und Lenz und danken ab zu Gunsten eines ewigen Sommers, eher attachiert die Sonne sich einem andern Weltensystem, und verschwindet am dunklen Himmel für immer der bleichsüchtige Mond, als daß Kranachsche Gläubiger auf Erden aussterben."

„Warte ab, Franz!" entgegnete Kranach sehr ernsthaft und starkbetonend. „Doch nun geht, Zeugen meiner verstorbenen Thorheit. In einer Viertelstunde bin ich bei euch."

„Du kommst sicher?" warf noch Bulton hin. „Ich brauche Dich nämlich, Theodor, da der Schuft, der Cellini, — und deshalb kam ich heute vornehmlich — mir heute morgen einen infamen Brief geschrieben hat. Der Himmel mag wissen, von wem er sich etwas hat ins Ohr blasen lassen. Du erinnerst Dich doch, daß er noch jüngst bei unserer Begegnung sehr artig und zuvorkommend war. Nun

verlangt er plötzlich bis morgen die Miete bei Androhung von Zwangsmaßregeln, falls ich nicht zahle."

„Ersteres war begreiflich und durchaus nicht ungewöhnlich," gab Kranach in seinem alten, leichten Ton zurück, „letzteres beweist, daß Herr Cellini an schlechter Verdauung leidet. Nun, verzweifle nicht, Franz, von Gottes Gnaden Beherrscher der Musen. Ich verspreche Dir, da ich Hausarzt bei ihm geworden, seinen Bauch zu kurieren. Doch später mehr! Geht, geht jetzt, ich fürchte, Dame Triller wird sonst sehr ungeduldig."

„Na, kleine, niedliche Kragentaube," rief Kranach und hätschelte Minna Triller, die nach Fortgang der Herren eilfertig ins Zimmer trat. „Was ist?" Er faßte sie bei diesen Worten leicht um die Schulter und sah sie freundlich an.

Minna Triller aber zog die tadellos gewaschene Schürze in die Höhe und trocknete sich die rasch hervorquellenden Thränen. Sie weinte so bitterlich, daß sie nicht zu sprechen vermochte.

„Gute Minna aus dem Stamme der Plätteisen, fassen Sie sich doch. Was betrübt Sie denn so sehr? Haben Sie Krankheit im Hause? Komm, setzen Sie sich und erzählen mir, was Sie bedrückt."

„Mein Sohn Eduard, Herr Doktor, Sie wissen doch, der Kaufmann, der bei dem reichen Cellini im

Geschäft ist — gerade sollte er Disponent werden — ist mir eben schwerkrank ins Haus gebracht. Schrecklich sieht er aus, und er phantasiert und schlägt um sich. Bitte, kommen Sie doch gleich mit. Unser Doktor war nicht zu Hause, da fiel mir ein, daß Sie am Ende meinem Eduard auch helfen könnten und es gewiß gern thun thäten."

„Natürlich, natürlich," schob Kranach in eifriger Sorge ein. „Wir wollen uns gleich auf den Weg machen. Und beunruhigen Sie sich nicht. Er wird einen Fieberanfall haben, nichts weiter, den werden wir schon beseitigen."

Nach diesen Worten zog Kranach rasch seinen Paletot an, schaute sich noch einmal prüfend im Zimmer um und eilte mit Minna Triller fort.

*

Während dies geschah, saß Frau Ilse von Elstern in ihrem Boudoir am Schreibtisch und stützte, einen eben durchgelesenen Brief beiseite schiebend, mit schwermütiger Miene das Haupt auf die Hand. Das Schreiben, welches sie schon tags vorher entworfen, aber nicht abgesandt hatte, war an Kranach gerichtet. Ihre feurige Seele hatte keine Ruhe gefunden, sie hatte, da sie keinem lebendigen Wesen ihr Herz ausschütten konnte, niederschreiben müssen, was sie so schwer bewegte. Aber nachdem sie nun mit ruhigeren

Sinnen gelesen, was der Sturm in ihrem Innern zu Tage gefördert, zögerte sie, es abzusenden, ja, begriff nicht, daß ihr auch nur ein solcher Gedanke hatte kommen können.

Sie würde seinen Sinn durch ihre Zeilen nicht ändern, aber ihrer weiblichen Würde alles vergeben, sich in seinen Augen herabsetzen. Widerstand hatte Ilse von Elstern in ihrem Leben kaum gekannt. Wo ein solcher sich gezeigt hatte, war der Wert des Gegenstandes für sie ins Unendliche gewachsen. Die Frau löste die Hände von ihrem Haupt und ließ, schwer aufseufzend, den leicht gebauten Körper in den Sessel zurückfallen. Zwei Wege gab's nur: entsagen oder — warten, der Zeit, die alles löste, vertrauen. Wenn sie aber Kranach lassen mußte, wollte sie das zurückgezogene Leben gegen ein abwechslungsreiches vertauschen, Bekanntschaft mit Männern der Gesellschaft suchen. Dann wollte sie genießen, um den Schmerz, den ihr der Verzicht aufdrückte, zu töten. Und wenn sie sich verlor auf solchen Wegen, was war's denn weiter? Wem hatte sie Rechenschaft zu geben? Doch nur sich selbst. — Freilich, bei dieser Überlegung stockte die Frau; ihre Stirn wurde heiß, und das Blut schoß ihr ans Herz. Ihre gute Natur regte sich, und das Bild ihrer Mutter, einer edlen, sittenreinen Frau, stieg vor ihr auf.

Ilse von Elstern war ein adliges westfälisches Fräulein, das ihren Vater als zartes Kind, ihre Mutter ein halbes Jahr nach ihrer Verehelichung mit einem sehr reichen und von ihr beerbten Gutsbesitzer verloren hatte. Auch er war nach zwei Jahren gestorben, und bald nach seinem Tode hatte sich die junge Witwe, die als einzigen Verwandten einen ledigen Bruder ihres Mannes auf der Welt besaß, nach F. zurückgezogen.

Gegenwärtig stand sie in dem Alter von vierundzwanzig Jahren, besaß aber die geistige Reife einer Frau, welche die Dreißiger überschritten.

Ihren Gedanken weiter folgend, wiederholte sie sich jeden Satz, den Kranach gesprochen. Er hatte nicht gesagt, daß er um Marianne La Croix werben wolle, er hatte sie gefragt, ob sie ihn als Junggesellen weniger lieben werde, — aber das eben hatte er ihr doch erwidert. Nun sank ihr das Haupt wieder herab, und Thränen tropften unaufhaltsam auf ihre Finger.

Sie hätte die Neigung zu Kranach aus ihrem Herzen reißen mögen, sie bäumte sich auf gegen ihre Schwäche, und heiße Scham erfüllte sie, daß sie sich ihm entdeckt, daß er sie zurückgewiesen hatte. Und doch verflüchtigten sich wieder alle diese Gedanken und Empfindungen, und nur eins blieb zurück: der

Schmerz, und er zehrte an dem Herzen des jungen Weibes.

Endlich sprang sie empor und klingelte. Sie konnte es nicht mehr ertragen, sie erinnerte sich, daß er gestern auf dem Ball gewesen, sie stellte sich vor, daß er Marianne den Hof gemacht, sie mußte ihn sprechen.

Nach kurzer Zeit kehrte der fortgesandte Diener zurück und erklärte, daß Kranach nicht zu Hause sei. Der Portier im Vorderhause habe ihn aber eben mit seiner Waschfrau fortgehen sehen, deren Sohn erkrankt sei.

„Dann eilen Sie dorthin, und bitten Sie den Herrn Doktor, daß er sich sofort zu mir bemühe. Ich sei unwohl und bedürfe seiner," befahl Frau von Elstern und ging ruhelos in ihrem Wohngemach auf und ab.

Wie Schwalben schossen die Gedanken in ihrem Kopf hin und her, ihre Besonnenheit hatte sie gänzlich verlassen, und die abenteuerlichsten Pläne stiegen in ihr auf.

Weshalb sollte sie den Huldigungen Bultons, der sie seit jenem Abend wiederholt aufgesucht hatte, nicht Gehör schenken? Bulton war jung, feurig, anregend und intelligent und besaß eine äußerst anziehende Erscheinung. Sie paßten zu

einander; ihre Charaktere hatten etwas Verwandtes, und ihre Passionen begegneten sich. Ehen waren schon oft gelöst, weil die Menschen eingesehen, daß sie einen Irrtum begangen. Was kümmerte sie die sentimentale Frau? Hatte sie den Mann gerufen, ihn ermuntert? Nein! Er war gekommen und hatte sein Herz verloren, daran trug sie keine Schuld.

Alles, was ihre bessere Natur dagegen einwenden wollte, ließ sie nicht aufkommen unter dem schweren Gewicht des Schmerzes ihrer enttäuschten Liebe. Ein zorniger Trotz bemächtigte sich der Frau. Sie wußte, Theodor Kranach würde ernst und bestimmt das Haupt schütteln, wenn er sie so reden hörte, sie sah ihn vor sich und glaubte jedes seiner Worte zu vernehmen: „Wie kann ein braver Mensch auch nur einen solchen Gedanken fassen? Reißen Sie die Thorheit aus Ihrem Herzen, werden Sie wieder Sie selbst.“

Bei dieser Vorstellung ergriff sie sogar ein boshafter Ärger über seine Pedanterie, und sie übersann, fast rachsüchtig gegen ihn Stellung nehmend, alle seine Fehler.

Saß er nicht selbst in einem Glashause und wollte doch den Vormund spielen? War sein Leben untadelhaft? Sie wußte, daß er leichtsinnig Schulden machte. Und er brüstete sich noch damit, umgab

sich mit dem Glorienschein der Genialität. Gewissenlos, unredlich war sein Treiben. Und für alle Wohlthaten, die sie ihm erwiesen, dankte er ihr dadurch, daß er sich aus bloßer Laune einer andern zuwandte! Denn heiraten wollte er nach seiner Aussage doch nicht.

Aber er mochte sie nur heimführen! Marianne La Croix würde ja sehen, an wen sie sich gebunden! Eigensinnig, bequem, arbeitsscheu und in seinen Entschließungen unberechenbar war dieser Koloß mit den plumpen Füßen und den ungesellschaftlichen Formen.

Aber nun unterbrach die Frau doch den Flug ihrer Gedanken. Wie befreit atmete sie auf, daß alles das nur ihre erregten Sinne geschaffen, ja, so bedrückt fühlte sie sich, daß ihre Leidenschaft sie in solcher Weise hingerissen, daß in diesem Augenblick Großmut und Entsagung von ihrem Innern Besitz nahmen, und sie sich damit beschäftigte, wie er, den sie liebte, ohne sie glücklich werden könne.

Freilich waren nach Verlauf einer Stunde, in der die Unruhe sich ihrer von neuem stärker bemächtigte, weil weder der Diener zurückkehrte, noch Kranach erschien, alle diese Gedanken schon wieder verflogen. Erst wollte sie ihn sprechen, dann sich entscheiden, welchen Weg sie gehen solle!

Als endlich draußen auf dem Flur Stimmen vernehmbar wurden, und gleich darauf Kranach ins Zimmer trat, schlug das Herz der Frau so heftig, daß sie auf seine hastig besorgte Frage nach ihrem Befinden nicht gleich zu antworten imstande war.

„Ich befand mich mit Krimm und Bulton im Wirtshaus zum Kleinen Karl, wo mich Johann mit anerkennenswertem Instinkt aufsuchte," erklärte Kranach. „Vorher machte ich einen Krankenbesuch. Ich hatte Fräulein Cellini versprochen, heute bei ihr vorzusprechen."

„Haben Sie Dank, lieber Kranach, daß Sie gekommen sind," hub Frau von Elstern, jetzt Worte gewinnend, an und streckte ihm die Hand entgegen. „Und, um es gleich zu sagen, mir fehlt nichts. Ich hatte nur so große Sehnsucht, Sie zu sehen. Zürnen Sie, daß ich Sie Ihren Freunden entzogen habe?"

„Wie Sie fragen! Überdies haben Sie mir einen Dienst erwiesen. Auch ich hatte das Verlangen, mit Ihnen über so mancherlei, was mir in den letzten Tagen durch den Kopf gegangen ist, baldmöglichst zu sprechen und mir Ihre Hülfe zu erbitten."

„Sie werden keinen aufmerksameren Zuhörer finden können, Kranach. Aber vorher noch eins.

Wollen Sie heute bei mir speisen und nachher den Thee trinken? In solchem Fall möchte ich jetzt gleich noch einige Anordnungen treffen."

„Den Abend komme ich gern!" erwiderte Kranach ohne Zaudern. „Heute mittag hat mich Krimm eingeladen, und ich habe zugesagt."

Über Frau von Elsterns Angesicht flog ein Ausdruck glücklicher Befriedigung, und nach kurzer Entfernung sagte sie, sich bequem niederlassend und ihre Neugierde kaum verbergend:

„Also ich höre, lieber Kranach! Von wem wollen Sie mir erzählen, und wobei brauchen Sie meine Hülfe?"

„Eine lange Liste," entgegnete Kranach, den großen Kopf bewegend, und griff nach einer auf einem kleinen Tisch stehenden Zigarrettenschachtel. „Fräulein Beatrice Cellini, Bulton, Theodor Kranach und —"

Kranach stockte.

„Nein, über Marianne La Croix will ich lieber nicht sprechen. Ich weiß, es kränkt Sie, und ich will nicht, daß Sie jemals wieder durch mich eine Verstimmung erleiden sollen."

Das, was sie allein zu hören begehrte, wollte er ihr verschweigen; er wollte sie nicht kränken, also mußte es sich um etwas Bedeutsames handeln.

Verlangen, Unruhe und Eifersucht loderten in Ilse von Elstern auf. Aber sie hielt an sich, und lediglich der Klugheit nachgebend, die ihr zuflüsterte, daß sie nur durch Verstellung die Wahrheit erfahren könne, sagte sie:

„Bevor Sie weiter sprechen, Kranach, ein Wort. Sie irren sich, Sie können mir fortan alles sagen. Was gewesen, ist heute nicht mehr. Ich bin Ihre Freundin, als solche sehen Sie mich an, und schenken Sie mir das alte Vertrauen."

Und sich mit ganzer Willenskraft bezwingend, fuhr sie im leichtesten Tone fort: „Nun, haben Sie sich mit der schönen Marianne verlobt? Ist es das?"

„O nein, so weit sind wir denn doch noch nicht," rief Kranach ganz seiner ersten Eingebung folgend, arglos. Er stockte jedoch, da ihm jetzt Zweifel an ihrer Ehrlichkeit aufstiegen. Aber als sie diese mit glücklicher Verstellung abermals entkräftete, fuhr er, sanft ihre Hand berührend, fort:

„Gewiß sollen Sie alles wissen, liebe Frau Ilse! Und für Ihre guten Worte weiß ich nicht, wie ich Ihnen danken soll —"

Die Frau bewegte leise das Haupt, weiche Empfindungen und grenzenlose Qual kämpften in ihr; der Mann aber begann zu sprechen, und es war

schon Mittagszeit, als er — nicht ahnend, was er alles in dem Weibe heraufbeschworen hatte, — Abschied nahm.

*

Nach diesen Geschehnissen waren über sechs Wochen verstrichen, in ihnen aber hatte sich eine Fülle von Ereignissen vollzogen, die Kranach, der wenige Tage nach der Unterredung mit Frau von Elstern zu seinem Onkel nach Danzig gereist war und hier nur Enttäuschungen bitterster Art erfahren hatte, noch mehr herabdrückten.

Als er frühmorgens nach der Rückkehr von der Reise seine dumpfluftige Gartenwohnung betrat, überreichte ihm der Postbote einen inzwischen nach Danzig und von dort wieder an ihn zurückgeschriebenen Brief von Krimm, der einen solchen Eindruck auf Kranach hervorrief, daß er wie betäubt in seinen Stuhl zurücksank und nicht einmal dazu gelangte, sich seiner Reisekleider zu entledigen.

Das Couvert enthielt eine gedruckte Anzeige, in der die Familie La Croix mitteilte, daß sich ihre Tochter Marianne mit dem Assessor Dr. jur. von Krimm verlobt habe. Krimm hatte mit Tinte die Worte hinzugefügt:

‚Mein lieber Kranach! Ich bin unaussprechlich glücklich. Wir grüßen Dich beide aufs herzlichste

und hoffen, daß Du Deine Freundschaft erhältst Deinen Freunden Leopold und Marianne. Nachschrift: Wann kehrst Du endlich zurück? Was treibst Du in Danzig? Erbst Du noch immerfort? Es muß doch bald genug sein.‘

„Erbst Du noch immerfort?“ murmelte Kranach; ein schmerzlicher Zug glitt über seine Züge und blieb darin haften, während er in seinem Sorgensessel alles überdachte, was geschehen. Er hatte bei der Ankunft in Danzig seinen Onkel auf dem Krankenlager gefunden und sich mit unermüdlicher Sorge seiner Pflege gewidmet. Erschwert war ihm dies durch den Eigensinn seines Verwandten, der nur auf seinen Hausarzt hören wollte, während Kranach, der eine völlig andere Diagnose stellte als dieser, auch eine völlig andere Behandlung anzuwenden wünschte. Was er gefürchtet, war eingetroffen. Nach wochenlangem, in den letzten Tagen mit Bewußtlosigkeit verbundenem Siechtum war der alte Mann seinen Leiden erlegen, und als man das Testament geöffnet, hatte sich herausgestellt, daß er sein Vermögen milden Stiftungen vermacht hatte.

‚Meinem gänzlich mittellosen Neffen,‘ hieß es in demselben, ‚gab ich trotz seinem ungebührlich hinausgezogenen Studium, was er während der langen Zeit brauchte. Er hat durch meine Hülfe

etwas Tüchtiges lernen können und wird und muß sich wie andere Menschen auf Grund dieses Pfundes seinen Lebensweg bahnen.

Ein Erbteil wird ihm bei seinen Veranlagungen nur hinderlich sein, sich endlich aufzuraffen. Da ich weiß, daß er bei Reichtum und Wohlleben untergehen wird, statt die ihm von der Natur so reichlich verliehenen Gaben zu seinem und seiner Mitmenschen Vorteil zu verwerten, habe ich im wohlverstandenen Interesse für sein wahres Glück mich — obwohl schweren Herzens — entschlossen, ihm nur die Summe von eintausend Thalern zur Anschaffung von Instrumenten und zum Beginn seiner Thätigkeit zu hinterlassen.

Ich bin überzeugt, daß er mir einst, wenn auch nicht beim Lesen dieser Zeilen, noch dafür danken wird.‘

Es wurde Mittag, bevor sich Kranach zum Handeln aufraffte, seine Sachen auspackte und, jetzt gedrängt, diejenige aufzusuchen, die an seinem Schicksal stets so innigen Anteil genommen, seine Schritte zu Frau von Elsterns Villa lenkte.

Als er eben das Ende der Straße erreicht hatte, in welchem das Haus seiner Freundin lag, sah er zu seiner Überraschung Bulton mit einem in Seidenpapier gehüllten Strauß in der Hand ebenfalls den Weg dahin nehmen, aber so rasch eilend und so

mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er gar nicht bemerkte, was um ihn vorging.

Kranach hemmte seine Schritte, und traurige Gedanken bemächtigten sich seiner. Nach dem, was er gesehen, wußte er alles; seine Phantasie brauchte ihm nicht behülflich zu sein, um sich zu verdeutlichen, was während seiner Abwesenheit geschehen war.

Sicher, Bulton hatte sich dem Rausch seiner Leidenschaft besinnungslos hingegeben, und sie, die bisher Makellose, war ihm trotz ihrer heiligen Zusicherungen erlegen.

Kranach konnte sich auch nicht entschließen, jetzt das Haus zu betreten, er fühlte, daß er Bulton nicht unbefangen gegenüber treten könne, aber auch Frau Ilse nicht, der er zudem beim ersten Wiedersehen ohne Zeugen zu begegnen wünschte.

So wandte er denn die Schritte in das Gartenhaus zurück, und erst am Abend, nachdem er einen einsamen Spaziergang in die Umgegend unternommen und vor der Stadt ein Mittagessen verzehrt hatte, machte er einen nochmaligen Versuch, sich seiner Freundin zu nähern. Aber das Schicksal wollte ihm das Überschreiten ihrer Schwelle an dem heutigen Tage offenbar verwehren. Als er gegen acht Uhr die Straße durchmaß, sah er abermals

Bulton auf derselben Stelle auftauchen und den Weg zu Frau von Elstern nehmen. Bulton begnügte sich schon nicht mehr mit einem Besuch am Tage; beide trotzten in dem Rausch der Verblendung dem öffentlichen Urteil, indem sie nicht einmal den Schein mieden.

Kranach suchte sich jedes Wort aus der letzten Unterredung mit Frau Ilse in die Erinnerung zurückzurufen und es entweder mit seinem Mißtrauen in Einklang zu bringen oder es zu entkräften. Noch immer hegte er eine kleine Hoffnung, daß doch die Dinge anders sein möchten. Er hatte ihr beim Abschied die Bitte vorgelegt, sich mit ihm zu verbinden, um Bulton seiner Frau zurückzuführen, und Frau Ilse hatte, nachdem sie anfänglich die Achseln gezuckt und sich in ähnlicher Weise geäußert, wie es damals in ihr aufgebrodelt war, versprochen, ihn in keiner Weise zu ermuntern. Dann hatte er ihr das freudlose Leben Beatrice Cellinis, deren gedrückte Stimmung er bald durchschaut, und die sich ihm auf seien Fragen rückhaltlos anvertraut hatte, geschildert und Ilse gebeten, das Mädchen an sich zu ziehen, um auch hier ein gutes Werk zu üben, endlich aber offen bekannt, daß er Marianne La Croix so sehr liebe, daß er nach Ordnung seiner Angelegenheiten in Danzig und nach Beginn eines andern

Lebens den Versuch machen wolle, von ihr das Jawort zu erhalten.

Als Kranach Frau Ilse verlassen, hatte er unter dem Eindruck gestanden, daß alle seine Worte den beabsichtigten Eindruck auf sie gemacht, aber freilich waren ihm später in den ernsten und zum Nachdenken anregenden Stunden in Danzig schon wieder Bedenken gekommen. Eine Frau wie Ilse konnte nicht ohne Liebe und Hoffnung leben; sich mit dem ihr vom Schicksal Gebotenen zu begnügen, lag außer ihrer Art. Nun hatte ihr Kranach den langgesponnenen Faden bezüglich seiner selbst ein für allemal zerschnitten, und weil es geschehen, hatte sie auch die Willfährigkeit verloren, seinen Bitten zu entsprechen, ihrem sonst hülfbereiten Herzen zu folgen.

Sie gehörte zu den Frauen, die hingebend, liebenswürdig und aufopfernd sind, sobald man ihnen mit Wärme und Aufmerksamkeit begegnet, deren Herz aber erfriert, und die die Regungen ihres Gemüts und ihrer Seele ersticken, sobald sie sich vernachlässigt finden.

Und er hatte jetzt sicher auch sie verloren, wie er sich Krimm, Marianne und Bulton entfremdet fühlte. Gegen den ersteren hatte sich anfänglich ein Gefühl zorniger Empörung geregt. Aber hatte

er, Kranach, nicht auf Krimms Befragen über seine Empfindungen für Marianne eine Antwort erteilt, die Krimm zu dem Schritte, den er gethan, durchaus berechtigte?

Und wenn auch nicht, war Krimm für seine Gefühle für das Mädchen zur Verantwortung zu ziehen, und hatte Marianne ihm selbst Hoffnungen auf ihre Gegenliebe gegeben? Nein! Sie war ihnen beiden mit gleicher Zuvorkommenheit begegnet, aber hatte — wenn auch in eigentümlicher Weise — stets gleich wieder eine Schranke gezogen, die weitere Vertraulichkeit abschnitt. So fand denn Kranachs gerechter Sinn keinen Anhalt zu einem begründeten Groll, aber Schmerz und Empfindlichkeit blieben, und er vermochte wenigstens zur Zeit nicht, den Freunden unbefangen gegenüber zu treten.

Der Mann fühlte sich plötzlich so vereinsamt, verlassen und verarmt in der Welt, daß nichts von seinem alten, köstlichen Gleichmut und seiner sorglosen Lebensauffassung geblieben war, und erst allmählich stieg, während er, die dunkelnde Straße durchwandernd, in das stille Gartenhaus zurückkehrte und nach einem Anhalt suchte, um die trüben Gedanken abzuschütteln, das Bild der liebenswürdigen Beatrice Cellini vor ihm auf. Neben ihr aber erschien ihr Vater mit den kalten Augen und seinem nur

auf Geld und Vorteil bedachten Wesen. Schon seine Persönlichkeit, sein Ruf verhinderten eine Annäherung, aber auch sein Benehmen in der Bultonschen Mietsangelegenheit, in der Kranach vergeblich zu vermitteln versucht, hatte den schwermütig Dahinwandelnden aufs äußerste abgestoßen.

Es war spät, als Kranach sein Lager aufsuchte. Die Pfeife war wie immer seine Trösterin gewesen, und noch schwebte ein blaues Wölkchen durch den kleinen Raum, als er die Augen schloß.

*

Kranachs Stimmung war am folgenden Tage kaum eine bessere. Zu allem, was geschehen, hatte sich die Überlegung gesellt, wie er nun sein Leben sich einrichten und seine Praxis beginnen solle, und da türmten sich die Schwierigkeiten immer mächtiger vor ihm auf. Er empfand in erster Linie das Bedürfnis, seine Gläubiger zu befriedigen, und wollte dann erst an sich selbst denken. Aber wenn er die ihm vererbte Summe zur Bezahlung seiner Schulden aufwendete, stand er mittellos da. Unter anderen Verhältnissen würde er sich Krimm oder gar Frau von Elstern anvertraut haben, aber nun lehnte er schon den bloßen Gedanken daran ab. Die seinem Leichtsinn entspringenden Folgen machten sich fühlbar, und wenn auch Kranach nicht der Mann war,

sich einer nutzlosen Reue hinzugeben, so fiel ihm doch jetzt eigentlich erst die Binde von den Augen, welchem Lebensschlendrian er sich bisher hingegeben. Diese Erkenntnis kräftigte aber auch seine Entschlüsse, und nach ruhiger Überlegung beschloß er, seinen Gläubigern zunächst einen Teil ihrer Forderungen zu bieten, die Wohnung im Gartenhaus zu behalten, sich bescheiden einzurichten und sobald wie möglich mit seiner Thätigkeit zu beginnen.

Nachdem Kranach den Vormittag benutzt, um eine genaue Übersicht über seine Verpflichtungen zu gewinnen, auch eine Anzeige für Zeitungen entworfen hatte, rüstete er sich nunmehr, Frau von Elstern aufzusuchen. Aber mitten in seinen Vorbereitungen überfiel ihn abermals eine solche Scheu, sich seiner alten Freundin zu nähern, daß er wieder innehielt. Der alte Drang, allem Unliebsamen aus dem Wege zu gehen, erfaßte ihn. Er würde nur Unerfreuliches erfahren. Ilse würde ihm vorwerfen, daß er ihr nicht einmal aus Danzig geschrieben, dann würden Erörterungen über Krimms Verlobung und über Bulton folgen, und er müßte in ihren Augen lesen, daß er in letzterem Fall selbst heraufbeschworen hatte, was er tadelte. Er fühlte nun, da er ihr Bultons wegen nicht unbefangen gegenüber treten könne, daß sich etwas Fremdes zwischen sie drängen

werde, und der Verstimmung werde gar ein unheilbarer Bruch folgen, den er unter allen Umständen vermeiden wollte.

Und dann drängte sich doch Kranach wieder das Unnatürliche seiner Handlungsweise auf. Er bewohnte ein Häuschen, das angefüllt war mit Ilses Möbeln; von Beginn ihrer Bekanntschaft war sie ihm als eine treue Freundin begegnet, er hatte nur Gutes von ihr erfahren, und sie für ihre Empfindungen für ihn büßen zu lassen, war doch mehr als ungerecht.

Forderte nicht gerade ihre Liebe zur Rücksichtnahme und zur Nachsicht auf? Konnte eine Frau Besseres geben als ihr Herz, verdiente sie nicht Schonung, Teilnahme, Trost für die Enttäuschung, die sie erlitten hatte, und war es nicht nur ihr krankes Gemüt, das sie jetzt von der Vernunft abweichen ließ? War sie denn überhaupt schuldig? Er selbst hatte in ihrem Hause so zwanglos verkehrt wie jetzt Bulton, und er würde jeden zur Rechenschaft gezogen haben, der ihre Ehrbarkeit jemals in Zweifel gezogen hätte.

So wurde denn der Mann wieder schwankend, aber wie den Bären nicht der Pels des Eichhörnchens bedeckt, sondern eben sein eigener, so vermochte auch Theodor Kranach über seine Natur nicht hinauszu-

kommen. Er brauchte Zeit, um die alten Fehler abzulegen; nur in den Büchern verwandeln sich plötzlich die Menschen in Engel.

So nahm denn Kranach, bedürftig, einer Menschenseele sich zu nähern, den Weg zu Beatrice Cellini, der er nach seiner langen Abwesenheit ohnehin einen Besuch als Arzt schuldig war.

Schon bei der ersten Begegnung hatte er den Eindruck empfangen, daß sich das Mädchen in gutem Sinn für ihn interessierte. Sein Besuch hatte sich auf fast eine Stunde ausgedehnt, und als er wieder gekommen, war sie ihm bereits mit jenem vertrauensvollen Wesen entgegengetreten, das den Maßstab für die Sympathie giebt, die ein Mensch für den andern empfindet.

Als Kranach die Vorstadt erreicht hatte, in der das Cellinische Haus und auch Bultons Wohnung belegen waren, kamen ihm die Gedanken an seines Freundes Frau, und er erschrak fast, als er unmittelbar darauf hinter sich die Worte hörte:

„Guten Tag, Herr Doktor Kranach."

Rasch wandte der Mann sich um; Frau Bulton stand vor ihm.

„Sind Sie denn schon lange zurück, lieber Herr Doktor?" begann sie nach den ersten Begrüßungs-

worten. „Mein Mann hat mir nichts davon gesagt, freilich, das —"

Sie stockte, Kranach suchte mit freundlicher Teilnahme ihr Auge und sagte ermunternd und um das Gespräch zu beleben:

„Mit dem Worte: freilich begannen Sie den letzten Satz, liebe Freundin. Ist Bulton so wortkarg?"

„Ach, wenn's das nur wäre," stieß die Frau heraus. „Aber seit Ihrem Fortgang hat sich so viel und alles so traurig verändert — Bitte, haben Sie nicht einmal ein Stündchen Zeit, ich möchte Sie sprechen, mir sitzt so unendlich viel auf dem Herzen, und Sie können mir vielleicht helfen. Ich verlasse fast nie vormittags das Haus; heute bin ich nur fortgegangen, weil ich es nicht aushalten konnte; in der Natur hoffte ich Besänftigung zu finden —"

Sie weinte, sie achtete nicht darauf, daß Vorübergehende sie neugierig musterten, ihr Herz quoll so gewaltig über, daß sie für die äußeren Dinge kein Auge hatte.

„Gewiß, liebe Freundin!" bestätigte Kranach. „Sagen Sie mir, wann Sie mich empfangen wollen, ich bin zu jeder Zeit bereit."

„Ich danke Ihnen, kommen Sie heute abend zum Thee. Wollen Sie?" Sie sah ihn bittend an.

„Sie wünschen mich aber doch allein zu sprechen?“ entgegnete Kranach zögernd.

„Gewiß! — Ah! Sie meinen, Bulton würde da sein? Nein, fürchten Sie nicht, er ist keinen Abend zu Hause, auch heute nicht. Ich bin immer, immer allein mit meinen Kindern und meinem Schmerz.“

Nun waren sie an einer Straßenecke angelangt, an der ihre Wege sich trennten, noch ein Händedruck, dann nahmen sie Abschied.

Kranach aber ging in tiefem Nachdenken seinem Ziele zu. Als er auf den Flur der Cellinischen Wohnung trat, hörte er, daß drinnen heftig gesprochen und eine Thür gewaltsam zugeschlagen ward. Während er noch zögernd dastand, erschien Beatrices Vater mit dem Ausdruck verbissenen Zornes und stieß in rohem Ton heraus: „Ah was, ewige Sentimentalitäten. Du bist eine Gans! Nimm Dich zusammen und damit basta.“

„Guten Tag,“ sagte Kranach unter dem Eindruck des Gehörten in einem kalten Ton.

„Ah, Sie!“ rief Cellini barsch und sehr von oben herab. „Endlich zurück? Sie kommen mir sehr gelegen, treten Sie näher, ich möchte, bevor Sie mit meiner Tochter reden einmal mit Ihnen sprechen.

Der Teufel weiß, was in das Frauenzimmer gefahren ist.“

Kranach neigte wortlos das Haupt und sah den formlosen Mann, der voranschritt, statt ihm den Vortritt zu lassen, mit dem deutlichen Ausdruck starken Mißbehagens an. Er nahm auch das Wort, bevor Cellini, der mit herablassender Bewegung auf einen Sessel hinwies und that, als habe er einen Angestellten vor sich, beginnen konnte, und sagte, ohne den angebotenen Platz einzunehmen:

„Vor allem eins, mein Herr! Ich bin seinerzeit Ihren Wünschen gefolgt und habe mich Ihrem Fräulein Tochter genähert — als Arzt. Als solcher bin ich ein gebildeter Mann und verlange von Ihrer Seite eine höfliche Begegnung. Und ferner: alle ärztliche Kunst ist ohne Nutzen, wenn Sie fortfahren, Fräulein Beatrice aufzuregen, ihr in so maßlos heftiger und verletzender Art zu begegnen. Wollen Sie in der Folge beides ändern, so bin ich bereit, Ihr Haus auch ferner zu betreten, sonst muß ich dankend ablehnen.“

Cellini riß die Augen auf, und in seinem erblassenden Angesicht erschien ein Ausdruck von Überraschung, Zorn und Ärger. Alles andere hätte er erwartet als das. Sicherlich, Kranach mußte inzwischen ein reicher Mann geworden sein, — daß ihm ein großes

Erbe in Aussicht stand, wußte der sich um alle Verhältnisse Bekümmernde und allem Nachforschende seit der ersten Begegnung, — sonst würde er sich als junger Anfänger eine solche Sprache nicht erlauben. Aber wenn dem auch so war, er, Cellini, war in diesem Fall der zahlende Auftraggeber, und das war für ihn entscheidend. Er sagte deshalb kurz und hochmütig betonend: „Ich will durchaus ihre Anschauungen nicht beeinflussen, mein verehrter Herr. Machen Sie es ganz, wie Sie es wünschen. Ich bin Cäsar Cellini, und Sie sind Doktor Kranach. Ohne Beziehungen zu einander, hat jeder das ungehinderte Recht, seiner Individualität zu folgen. Also — unser Gespräch ist wohl beendet, mein Herr, ich sehe der Einreichung Ihrer Rechnung für bisherige Mühewaltung entgegen."

Nach diesen Worten machte Cellini eine nicht mißzudeutende Bewegung, und Kranach trat, kurz und stolz das Haupt neigend, zurück. Wenige Sekunden später war er auf der Straße.

Aber kaum war er gegangen, so riß Beatrice die Thür des Nebengemachs auf und trat ihrem Vater gegenüber.

Ihr Gesicht glühte, und sie erschien in ihrer Erregung wahrhaft schön. Überhaupt war an dem Mädchen alles edel geformt und reizvoll bis auf

die große, gebogene Nase zwischen den dunklen, stark-bewimperten und schwermütig blickenden Augen.

„Nun hast Du mir auch das noch gethan," rief Beatrice ihrem finster blickenden Vater in furchtloser Erregung zu. „Ich habe alles gehört, und ohne den Vorgang auf dem Flur zu kennen, weiß ich, daß der Doktor im Recht war. Kranach war mir in der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft ein gütiger, teilnehmender Freund geworden, mehr geworden, als ich hoffen durfte. Aber was immer ich schätze und liebe mißachtest oder verscheuchst Du, führst dagegen stets mehr Menschen ins Haus, die ich aus tiefster Seele verabscheuen muß. Ja, ich verabscheue dieses Volk, das nur darauf bedacht ist, sich auf Kosten anderer zu bereichern, deren ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet ist, sich Vorteile zu verschaffen, gleichviel mit welchen Mitteln, wenn sie nur ihren Hals dabei nicht in die Schlinge legen. Und Du stößt sie nicht von Dir, sondern paktierst mit ihnen, da Geld und Gelderwerb auch nur Dein einziger Gedanke ist! Für wen sammelst Du? Für Dich? Du hast ja mehr als die Reichen unter den Reichen. Ich will nichts von diesem Mammon, er ekelt mich an! — Ja, am liebsten ginge ich davon und suchte mir selbst meinen Erwerb. Bei allem, was ich von Dir nehme, was ich gebrauche und genieße, drängt

sich mir der Gedanke auf, es sei auf schmutzige Weise erworben —“

Aber weiter kam Beatrice nicht. Der Mann richtete sich mit einem entsetzlichen Blick vor ihr auf, und als sie unter diesem ihre stolze Haltung nicht veränderte, stürzte er auf sie zu, ergriff sie an den Haaren und zerrte sie durch das Wohngemach. Er war besinnungslos vor Wut, schlug sein Kind auf Kopf und Schultern und schleuderte schließlich die Mißhandelte von sich in eine Ecke.

„Ich will Dich lehren, Deinem Vater Vorlesungen über seine Handlungsweise und Moralität zu halten,“ schrie der Mann, und seine Lippen zitterten. Dann stürmte er in der Erregung im Zimmer auf und ab und hielt erst inne, als ein schmerzhaftes Wimmern an sein Ohr schlug und Beatrice, die Hand auf das durch den Fall blutüberströmte Haupt drückend, sich an die nach ihren Gemächern gehende Thür schleppte. Nun ward der Mann plötzlich nüchtern. Außer sich vor Schmerz und Angst, eilte er auf sein Kind zu, sprach auf sie ein, fragte, bat, flehte, daß sie ihm antworten möge, wischte ihr mit seinem Sacktuch das Blut von der Stirn. Dann eilte er zur Klingel und befahl dem eintretenden Mädchen, einen Arzt zu holen. Auch brachte er, als er sie in ihrem Zimmer gebettet, Wasser, Schwamm und Leinwand herbei

und geberdete sich wie ein Verzweifelter, als er dem Bluten nicht Einhalt zu thun vermochte.

„Hast Du Schmerzen? O, sprich, sprich! Gönne mir ein Wort, mein teures Kind. Verzeihe mir — meine Heftigkeit! Sag, was und wie es in Zukunft sein soll. Alles soll geschehen, und zum Doktor Kranach gehe ich noch heute, werde mich — um Deinetwillen — bezwingen, ihn bitten, wieder ins Haus zu kommen. Ich will ihn belohnen wie ein Fürst. — Willst Du Deinem Vater nicht einen Blick gönnen, Beatrice? Ich weiß nicht, was ich that, ich handelte im Zorn. — Die Unterredung mit dem Doktor wirkte nach. Noch einmal — beim Andenken an Deine Mutter — gönne mir einen Blick der Versöhnung —“

Aber das Mädchen schüttelte mit geschlossenen Augen das Haupt.

„Ich kann nicht — wenigstens jetzt nicht,“ kam's mühsam über ihre Lippen.

Nun überwältigte sie eine Ohnmacht. Das Angesicht ward aschgrau, der Mund öffnete sich wie in einer Todesstarre, und die Hände bedeckten sich mit Schweiß.

„Beatrice, Beatrice, stirb nicht!“ schrie der Mann, stürzte an ihrem Bette nieder und schoß wieder in

die Höhe wie ein Irrsinniger. Schreckliche Reue folterte ihn, er fürchtete, sie getötet zu haben, und hätte in der Verzweiflung sich die Stirn an der Wand zerschellen mögen.

Nun kam mit dem Mädchen ein nebenan wohnender Arzt, und Cellini ergriff seine Hände, drückte sie, sah ihm flehend in die Augen und flüsterte: „Retten Sie mir mein Kind, und ich will Ihnen danken wie nie ein Mensch zuvor!“

Dann zog er ihn an das Bett seiner Tochter, und während der Arzt Beatrice untersuchte, stand er, atemlos den Blick auf den Fremden gerichtet, da.

Als aber der Doktor beruhigende Worte sprach, die Stirnwunde sei nicht tief, obgleich die Kranke gegen einen spitzen Gegenstand gefallen sei, und die Ohnmacht sei das Ergebnis des Schreckens und der Aufregung — sie werde sich sicher bald erholen — umarmte er den Mann stürmisch, und Thränen flossen über seine Wangen.

*

Inzwischen wanderte Kranach langsam den Weg nach seiner Wohnung zurück. Nun hatte er auch das verscherzt! Er würde Beatrice nicht wieder sehen und nur den einen Vorteil daraus ziehen, daß er Ilse von Elstern nicht an ihr Versprechen zu erinnern brauchte. In seiner finstren Stimmung er-

schien ihm die Welt wie ausgewechselt, alles sah ihn fremd an, die Häuser, die Menschen, und nicht nur fremd, sondern feindlich. Er konnte es nicht erwarten, sein Gartenhaus zu betreten und sich dort mit seinen Gedanken einzuspinnen. Mit männlicher Überzeugung hatte er vielleicht gehandelt gegen Cellini, aber ob's weise gewesen? Nein! So war er schon bei dem ersten Schritt gestolpert, den er unternommen ins praktische Leben.

Als die Mittagszeit herangenaht war, und Kranach sich rüstete, zum Kleinen Karl zu gehen, ward die Thür aufgerissen, und Bulton mit seiner niederländischen Malerphysiognomie, sorgfältiger gekleidet als sonst und sichtlich durch angenehme Eindrücke belebt, trat ins Gemach.

„Also wirklich", rief er, „Du bist zurück! Es raunen sich die Stadtgeister bereits seit vorgestern zu, daß der Erbe der Millionen des verstorbenen Danziger Onkels wieder eingezogen sei in den friedlichen Ort der Genügsamkeit. Guten Tag, guten Tag und willkommen, mein lieber, alter Kranach! Nun, wie geht's? — Ich hoffe, ausgezeichnet, wenn auch der Schmerz über den Dahingegangenen," hier veränderte sich Bultons Stimme und nahm einen spöttelnd näselnden Ton an, „noch an Dir zehrt!"

Kranach hatte Bultons Redestrom lautlos an-

gehört, als er aber geendet, sagte er, ernst den Kopf schüttelnd:

„Ja, ich wollte, er lebte, der alte Mann, dann wäre mir besser, Bulton. Es ist nichts geworden mit dem Erben, und wenn Du fragst, wie es mir geht, so sage ich: der Hamster läuft umher, um Nahrung zu finden, und bis er sie hat, ist er vom Jäger erwischt und getötet. Ach! Wo ist mein alter, fröhlicher Sonnenglanz! Wo ist mein einstiger Schatten, die Sorglosigkeit, geblieben?“

„Das sind ja schlechte Nachrichten, und Du zeigst ein dunkles Bild, mein Freund,“ entgegnete Bulton enttäuscht. „Aber ich kenne solche Stimmungen, sie weichen wie der Tod dem Leben. Morgen wirst Du die Welt schon wieder anders ansehen. Sag, was hast Du zu all den Neuigkeiten hier gesagt? Krimm verlobt, und gestern sein Schwiegervater plötzlich am Schlag gestorben!“

Kranach erbleichte. Der alte La Croix gestorben! Auch das noch! Mit diesem Todesfall schwand Kranach abermals eine Hoffnung; eine leise hatte ihn doch noch belebt, daß Mariannens damals geäußerte Wünsche in Erfüllung gehen, daß er von dem alten Herrn in dessen Praxis werde allmählich eingeführt werden. Am Ballabend hatte der Geheimrat auch in gleichem Sinne noch später An-

deutungen gemacht, wenn auch anders, als sich die Dinge in dem Kopf des mit Geschäften nicht vertrauten Mädchens gestaltet hatten.

„Hast Du Krimm schon gesehen?" fuhr Bulton fort. „Ich sprach ihn gestern abend, er war sehr gedrückt und, als ich die Rede auf Dich brachte, erstaunt, daß Du gar kein Lebenszeichen von Dir gegeben. Seine Verlobungsanzeige habe er Dir schon vor Tagen nach Danzig gesandt."

Kranach gab Antwort, dann sagte er tastend und den Freund zum Sitzen einladend:

„Nun, und was machst Du, Bulton, alles wieder mit Deiner vortrefflichen Frau in Ordnung? Hoffentlich!?"

„Ach — meine Frau! Rede mir von allem, nur von ihr nicht," stieß Bulton leichtfertig heraus. „Aber gerade über diese Sache müssen wir bald lange und sehr ernsthaft sprechen. Nein, Freund, es wird nichts mehr mit uns, und wenn ich Dir alles mitteile, was geschehen, wirst Du zu anderen Ansichten gelangen als früher. Sag, Du speisest doch heute mit bei Frau von Elstern? Sie wollte zu Dir schicken, da sie gehört hatte, daß Du da seiest, — und ich kam eigentlich, um Dich abzuholen."

„Nein, ich habe keine Einladung erhalten und bin auch verhindert," gab Kranach kurz zurück.

Er wollte noch mehr über Bultons Angelegenheiten sprechen, aber da ihm die Abrede mit dessen Frau am Abend einfiel, stand er davon ab, gab vor, Eile zu haben, und trennte sich draußen vor dem Garten, knapp das Haupt bewegend, von dem durch sein kaltes Wesen befremdeten Freunde.

Zehn Minuten später trat Bulton bei Ilse von Elstern ins Haus; der Diener nahm ihm seit Wochen ohne Wortaustausch den Überzieher ab und öffnete die Thür des Empfangszimmers. Bulton kam fast zu jeder Tageszeit, und das Hausgesinde hatte sich schon so an sein Erscheinen gewöhnt, daß es das Zischeln und Reden über den neuen Günstling bereits gegen andern Klatsch vertauscht hatte.

Frau Ilse war eben noch mit Anordnungen an der kleinen, für drei Personen bestimmten Tafel beschäftigt, als Bulton sich näherte. Ohne aufzusehen, rief sie ihm durch die geöffneten Gemächer auf seine entschuldigenden Worte wegen eines etwaigen Zufrüherscheinens zu:

„Nein, mein treuer Ritter, nie zu früh und immer gleich willkommen. Bitte, bitte, treten Sie in das Allerheiligste ein. Gleich wird“ — hier rückte sie noch eine Serviette und erhob dann den schönen Kopf — „die von Ihnen bestellte Wildsuppe erscheinen, und hoffentlich auch unser Freund Theodor

Kranach. Ich glaubte, daß Sie ihn mitbringen würden."

„Ja, ich war auch bei ihm, meine schöne Madonna," entgegnete Bulton, Frau Ilse vertraulich die Hand schüttelnd und ihr mit ebenso großer Freiheit im Ausdruck in die Augen schauend, „aber er hatte eine Einladung von Ihnen nicht erhalten und war zudem in einer äußerst schlechten Stimmung, überhaupt wie ausgewechselt in seinem Wesen."

„Nicht erhalten?" rief Frau Ilse, zunächst nur diese Worte festhaltend, trat an die Thür und zog die Klingel. Und fortfahrend: „Er war schlechter Stimmung, sagen Sie? Was ist? Und hat er nicht gesagt, weshalb er mich nicht gleich besucht hat? Ich gestehe, sein Ausbleiben und Ihre Mitteilungen beunruhigen mich sehr."

Bulton zuckte die Achseln, dann sagte er mit stark schmeichelnder Betonung: „Vielleicht mag er nicht, daß ein anderer es gewagt hat, ein kleines Eckchen in dem Nest zu suchen, das er bisher für sich allein in Anspruch nahm."

Er hielt inne und sah die junge Frau mit einem ihre Beistimmung erwartenden Blick an.

Aber Ilse wandte das Auge ab, etwas sehr Ernstes trat in ihre Züge, und da nun auch der Diener

Johann ins Zimmer trat, ward ohnehin das Gespräch unterbrochen.

„Ist der Brief an Doktor Kranach nicht besorgt worden?“ fragte Ilse den Diener, der das Klingelzeichen anders gedeutet hatte und eilfertig die mitgebrachte Suppe auf den Speisetisch setzte.

„Ja wohl, gnädige Frau! Ich habe ihn sogleich in den Postkasten gesteckt. Die gnädige Frau hatten vergessen, Danzig hinzuzufügen, ich habe mir erlaubt, die Adresse zu vervollständigen.“

Ilse erschrak und atmete dann doch auf: Kranach hatte also den Brief wirklich nicht empfangen. Ja, sie war so glücklich über die Aufklärung seines Nichterscheinens, daß sie den Diener ohne Schelte entließ und in der zurückgekehrten fröhlichen Stimmung lustig auf Bulton zuschritt und ihn um seinen Arm bat: „Bitte, mein Herr Doktor! Darf ich Sie zu Tisch geleiten?“ rief sie und schenkte ihm einen ihrer alten Blicke.

Freilich, nun hatte sich Bultons Stimmung getrübt, er sah, wie sehr Kranach ihm noch immer im Wege stand, wie sehr Ilse ihn noch immer liebte. In den letzten Wochen hatte er seine Gedanken eingeschläfert, nun aber wurden die alten Zweifel wieder lebendig. Er beobachtete zu scharf, um nicht

die wahren Gründe in der wechselnden Stimmung der Frau zu erkennen.

Seine Eifersucht machte ihn auch treulos gegen den Freund, indem er während des Essens mancherlei über Kranach äußerte, das erkaltend auf Frau Ilse wirken sollte.

„Mit der großen Erbschaft von Kranach ist es nichts,“ hub er an. „Er ist gänzlich enterbt, und vielleicht resultiert daraus seine Misanthropie. Als ich ihn fragte, ob er Ihre Einladung nicht erhalten habe, verneinte er kalt und fügte hinzu, er sei ohnehin versagt. Über sein Fortbleiben äußerte er sich nur achselzuckend und war überhaupt so steif und ablehnend, daß ich ihn gar nicht wiedererkannte. Ich möchte glauben, daß ihn seine Gläubiger gleich bei der Rückkehr gefaßt, und daß deren enttäuschte und drohende Gesichter seinem Humor den Garaus gemacht haben. Ich fürchte, er wird sich überhaupt nie aufraffen können; einen Anlauf nahm er vor der Abreise, aber es geschah eben unter seinen gehobenen Hoffnungen.“

Bulton hatte das alles ohne Schärfe im Ton gesprochen, aber die Absicht blieb doch unverkennbar. Seine Worte trugen das deutliche Gepräge einer unfreundschaftlich hämischen Kritik.

Und Frau Ilse durchschaute Bulton, und ihre

Sympathie für ihn wuchs nicht, wohl aber erfaßte sie Mitleid und Sorge für den Mann, den sie noch immer mit gleicher Heftigkeit liebte, obschon sie in der Zwischenzeit versucht hatte, das aussichtslose Gefühl ganz aus ihrem Innern zu reißen. Sie wußte selbst nicht, wie ihr in der Zwischenzeit geschehen war. Aus Schmerz und Trotz hatte sie Bulton ermuntert, obschon sie Kranach des Gegenteils versichert, und wie sich der Mann der Verlockung hingegeben, so war auch sie dem Reiz erlegen, daß der junge, feurige Poet ihr so viele Aufmerksamkeiten schenkte und deutlich und wiederholt an den Tag legte, daß es nur eines Wortes von ihrer Seite bedurfte, um sich von seiner Frau loszusagen.

Die erste Hoffnung, Kranach zurückzugewinnen, war Ilse wieder erstanden durch Mariannes jüngst erfolgte Verlobung.

Da Bulton von Kranachs Interesse für jene nichts wußte, hatte er sich besonders in den letzten Tagen Ilses zurückhaltendes Wesen nicht erklären können. Er deutete die während ihres bisherigen Zusammenseins hervorgetretene wechselnde Stimmung entweder als weibliche Laune, als Regung ihrer besseren, noch schwankenden Natur, die den Bruch mit seiner Frau herbeizuführen sich sträubte, oder als ein

letztes Überbleibsel ihrer alten Neigung zu Kranach. Heute hatte er nun aus den Vorgängen erkannt, daß nur die Liebe zu Kranach sie beeinflußte.

Ilse war anfänglich in der glücklichsten Laune. Die Nachricht, daß Kranach so mittellos war wie vordem, schürte wieder ihre Hoffnungen, und nur eins beunruhigte sie, daß er nicht sogleich gekommen war und in so gleichgültigem Ton von ihrer Einladung gesprochen hatte. Die Folge war, daß sie mit Beginn des Abends, nachdem sie noch vorher sich bei einem Spaziergang im Garten, Musik und wieder aufgenommenem Geplauder unbefangen und in alter Fröhlichkeit gegeben, plötzlich heftige Migräne vorschützte und Bulton bat, sie für heute zu verlassen.

„Auf Wiedersehen morgen, lieber Freund, und verzeihen Sie,“ schloß sie mit ihrem bezaubernden Lächeln, und Bulton ging unter sehr gemischten Empfindungen von dannen.

*

Um diese Zeit saß Kranach mit seinem ernsten Philosophenkopf Frau Bulton in ihrer Parterrewohnung gegenüber, und die Frau holte aus ihrem Innern all den Kummer hervor, der sich allmählich darin aufgehäuft und sich während Kranachs Abwesenheit täglich vermehrt hatte. Ihr Mann war

eigentlich nur noch vormittags zu Hause. Mittags kam er, Einladungen vorschützend, selten, und abends hatte er sich während der Wochen nur zweimal wegen eines Unwohlseins daheim gehalten.

„Ich bin nichts anderes als eine Haushälterin, eine Kindermagd" — hub sie an, „und auch einer solchen begegnet man rücksichtsvoller, als er mir. Nur das Notwendigste spricht er. Fordere ich Hausstandsgeld, so erhalte ich es entweder ungenügend, oder er erklärt, nichts zu haben, und ruft mir zu, ich möge auf Rechnung nehmen. Ich weiß weder, was, und ob er überhaupt arbeitet, noch was er außer dem Hause treibt; aber wohl bemerke ich, daß er sich in einer großen seelischen Aufregung befindet. Er schreibt Gedichte, die an ein Mädchen oder an eine Frau gerichtet sind; ich fand Entwürfe in seinem Schreibtisch, aber es sind sicher keine Verse, die er verwerten will, sondern er löst nur ab, was seine Gedanken beschäftigt. Was soll daraus werden? Erwartet er, daß ich, bezwungen durch das grausame Spiel der Gleichgültigkeit, ihm erkläre, ich vermöge ein solches Leben nicht mehr zu ertragen und wolle mich von ihm trennen, oder hofft er sogar, ich werde meinem armseligen Dasein freiwillig ein Ende machen?"

„Ich bitte, ich bitte, liebe Freundin!" schob

Kranach erschrocken ein. „Welche Gedanken und welche Annahme! Ihr Mann hat sich vielleicht — es mag sein — verirrt. Unterlassen wir also nichts, um ihn zur Besinnung zu bringen und ihn zu Ihnen zurückzuführen, aber geben Sie ihn und sich selbst nicht auf! Alles wird sich glücklich wenden, wenn Sie Zeit, Geduld und Ihre Liebe mitsprechen lassen.“

„Ja, wenn ich das nicht schon lange gethan hätte,“ entgegnete die junge Frau mit einem trostlosen Blick. „Geduld habe ich schon geübt seit der Geburt unseres ersten Kindes, und meine Liebe — meine Liebe —“

„Nun?“

„Muß sie nicht erschüttert werden, muß nicht statt der zärtlichen Gefühle allmählich Zorn und Verachtung in mir aufsteigen? Wie handelt Bulton? Gefühllos, gewissenlos, ja roh. — Nur der furchtbarste Egoist kann ohne Gewissensbisse zusehen, wie ein anderer körperlich dahinschwindet, wie sein Herz bricht, während er es in der Hand hat, ihn aufzurichten. O Freund, ich bin oft dem Wahnsinn nahe! Welch ein Leben führe ich! Dabei zermartere ich mir den Kopf, wo er seine Mittage und Abende zubringt, welches Weib ihn gefesselt hält, denn ein Weib ist im Spiel, es ist nicht die Sucht nach bloßer

Abwechslung, keine bloße Unbefriedigung, die ihn aus dem Hause treibt. Was ich nicht weiß, sagt mir mein Herz, es täuscht mich nicht. Wenn ich wüßte, wer die Frau wäre, ich würde zu ihr eilen und sie auf den Knieen bitten, mir meinen Mann zurückzugeben. Schon um der Kinder willen. Was soll aus ihnen werden? Haben sie einen Vater? Nein, er beschäftigt sich gar nicht mit ihnen — er sieht sie kaum einmal an. Immer sind seine Gedanken anderswo und immer da, wo sie nicht sein sollten. Meine Bitte an Sie, Kranach, geht dahin, daß Sie in Erfahrung zu bringen suchen, wer die Frau ist, die Bulton gefesselt hat, daß Sie Ihren ganzen Einfluß aufwenden, ihn aus ihren Klammern zu befreien. Wollen Sie mir diesen Freundschaftsdienst erweisen, wollen Sie sich einer armen Bedrückten annehmen?"

„Ja!" entgegnete Kranach. „Ich that schon ohne Ihre Aufforderung Schritte vor meiner Abreise —"

„Ah! Also Sie wissen bereits von allem?" fiel Frau Bulton Kranach ins Wort, und sah ihn mit Angst in den Mienen an. Obschon sie alles als unzweifelhaft hingestellt, hatte sie doch noch leise Hoffnungen genährt, daß sie sich übertriebenen Befürchtungen hingegeben.

„Nun ja, ich sah wohl, daß Bulton sehr erregt war, und fragte ihn deshalb und sprach auf ihn ein —“ entgegnete Kranach ausweichend.

„Und was erwiderte er?“ forschte die Frau.

„Er äußerte eine allgemeine Unzufriedenheit mit seinem Schicksal, erklärte, daß er zu jung geheiratet habe, da er noch zu genußfähig sei und sich nicht häuslich beschränken könne; hatte aber nur Lob für Sie, verehrte Freundin, — wenn er auch betonte, daß Sie sich zu wenig in seine Individualität zu schicken wüßten.“

Über das Gesicht der Frau zog ein Ausdruck seliger Hoffnung.

„Ich meine auch deshalb, liebe Freundin,“ fuhr Kranach fort, „daß Sie bei dem Versuch, Bulton wieder ins rechte Geleis zu bringen, selbst in erster Linie mitwirken müssen. Sie dürfen nicht ferner bloß zusehen und sich Ihrem Schmerz hingeben, sondern Sie müssen die Medizin anwenden, welche den Kranken — er ist ein Kranker — heilt!“

„Ja — ja — gewiß!“ rief die Frau eifrig, zu Kranach emporschauend wie ein lernbedürftiges Kind. „Sagen Sie nur, lieber, teurer Freund,“ — hier streckte sie die Hand aus und drückte und hielt Kranachs Rechte in ihrem überquellenden Gefühl, —

„was ich thun soll. Zu allem, was in meinen Kräften steht, bin ich bereit!“

In diesem Augenblick ward die Klingel draußen gezogen und beide hielten erschrocken inne.

„Es ist Bulton!“ rief die Frau aufspringend und die Hände ans Herz drückend. „Ums Himmels willen, was soll geschehen? Welche Gründe werden Sie für Ihr Hiersein angeben?“ flüsterte sie, von neuem zusammenfahrend und erbleichend, da abermals und heftiger gepocht ward.

„Sorgen Sie sich nicht — lassen Sie mich machen, aber ich bitte, öffnen Sie, rasch!“ entgegnete Kranach, seine Ruhe bewahrend.

Nun hörte er auch die Magd an die Thür eilen und wich zurück. Im nächsten Augenblick stand Bulton schwankend, mit vom Wein stark gerötetem Gesicht vor ihnen, und als er Kranach erblickte, ging ein überraschtes und wenig freundliches „Wie? Du hier bei meiner Frau?“ über die Lippen des Berauschten.

*

Es war gegen zehn Uhr, als Kranach, der einen notdürftigen Grund für sein Erscheinen bei Frau Bulton gefunden und dann noch eine peinliche halbe Stunde dort zugebracht hatte, sich seiner Wohnung näherte und zu seinem nicht geringen Erstaunen

Licht hinter den Scheiben des Gartenhauses hervorblitzen sah. Leise schritt er über die Wege und lugte gespannt ins Fenster. Da saß — Krimm mit tief herabgebeugten Haupte schlafend im Sorgenstuhl.

Kranach öffnete vorsichtig die Thür, schritt, behutsam auftretend, näher und verharrte, seinen Blick auf dem Manne ruhen lassend, der ihn um sein Lebensglück gebracht hatte, längere Zeit bewegungslos.

Ein quälendes Gefühl zog durch seine Brust, Schmerz, Eifersucht und ein Anhauch rachsüchtigen Neides. Aber bald richtete sich seine edle Seele wieder empor, und schon war er im Begriff, Krimm mit leiser Berührung zu wecken, als er auf dem Tisch zwei Briefe erblickte.

Er nahm sie an sich, ließ sich nieder, rückte die Lampe näher und las:

‚Den ganzen Abend wartete ich Ihrer, mein teurer Freund. Sie aber ließen schon Tage vergehen, ohne sich zu erinnern, daß immer mit gleichen Gesinnungen Ihrer gedenkt und sich nach Ihrem Wort und Blick unbeschreiblich sehnt Ihre

Ilse.‘

Kranach ließ das Haupt sinken, und etwas Feuchtes drängte sich in sein Auge. Alles um sich vergessend, saß er da und starrte vor sich hin, bis

er sich endlich aufrüttelte und das zweite Schreiben erbrach.

‚Ich hörte, geehrter Herr Doktor, im Nebenzimmer, was heute mittag geschah, und finde keine Worte, Ihnen auszudrücken, wie ich darunter gelitten habe. Aber da auch mir etwas daraus erwachsen ist, das mich zu einem entscheidenden Schritt drängt, verbinde ich mit dem Ausdruck meines tiefen Bedauerns die Bitte, daß Sie mir sobald wie möglich eine Unterredung gewähren möchten. Ich weiß, Sie werden nicht unmutig den Kopf schütteln. Sie sind ein edler Mann und werden Mitleid empfinden mit

Ihrer unglücklichen

Beatrice Cellini.‘

„Was ist das?“ murmelte Kranach, tief betroffen, und von einer seelischen Erregung in die andere fallend. Kaum zurückgekehrt hatte er bisher nur nach Laune die Dinge an des Zipfels Ende gefaßt und sah sich nun plötzlich — selbst ein hülfsbedürftiger Mensch — nicht nur hineingezogen in unentwirrbare Verhältnisse, sondern als Helfer angerufen. Denn auch der Schläfer, der eben laut und unruhig träumte, und den er nun endlich weckte, kam ja nicht als fröhlich Plaudernder; auch er hatte Schweres auf der Seele und brauchte den Freund.

„Mein lieber Krimm, wach auf. Es ist spät. Krimm, Krimm, hörst Du nicht?“

Langsam und schwerfällig dehnte sich Krimm, dann öffnete er die Augen und starrte Kranach verwirrt an.

Kranach aber ging an seinen Vorratsschrank, entzündete die Spiritusflamme, that Kaffee in den Kaffeetrichter und holte sodann zwei bereits gestopfte Pfeifen herbei.

Etwas von der alten, gemütlichen Laune war über ihn gekommen, als ihn der Freund nach abgeschütteltem Schlaf so warm und mit so freiem Auge angeblickt und ihm die Hand gereicht hatte. Krimm war, Kranach sah es, ahnungslos über seinen Schmerz, und das schuf versöhnliche Empfindungen in seinem Innern.

„Viel hat sich während Deiner Abwesenheit ereignet, Kranach,“ begann Krimm. „Ich war beseligt durch die Liebe meines unvergleichlichen Mädchens, die Welt lag in goldenen Farben vor mir — und schon heute fühle ich mich grenzenlos unglücklich und bedrückt. Meinen Schwiegervater hat der Schlag getroffen, und mit diesem unerwarteten Ereignis hat sich erfüllt, was mir ahnte, was mich zögern ließ, die Hand nach Marianne La Croix auszustrecken.“

„Nun?“ ging's mit erschrockener Spannung aus Kranachs Munde, und die eben zum Eingießen des Kaffees erhobene Tasse zitterte in seiner Hand.

„Höre,“ fuhr Krimm fort, und über sein ernstes Angesicht zogen noch dunklere Schatten. „Als ich fröhlich und nichts ahnend vorgestern die Treppe zum La Croixschen Haus hinaufsteige, fällt es mir auf, daß die Flurthür weit geöffnet, und kein Licht dort angesteckt ist. Alles im Hause dunkel, still. Plötzlich aber tönt ein entsetzliches Lachen — das Lachen einer Irrsinnigen — an mein Ohr, und wie erstarrt bleibe ich stehen und lausche atemlos. Aber nichts mehr, bis ich im Begriff bin, ins Wohnzimmer zu treten. Da kommt in der Thür mir Ines entgegen, bleich, aufgelöst, fällt mir weinend an die Brust und — und — Freund — abermals ertönen die entsetzlichen, grausigen Laute — aus Mariannes Munde —“

„Mein armer Krimm,“ sagte Kranach und sah den Freund mit seinen guten Augen an. „Ja, das ist ein Schicksal; aber sieh nicht zu schwarz. Was Du mir von Deiner Braut erzählst, ist sicher nur eine nervöse, durch den Seelenschmerz hervorgerufene Erscheinung, die sich nicht wiederholen wird. Ich weiß, was Du mich fragen willst! Du willst wissen, ob ich auf die Möglichkeit einer geistigen Störung

schließe. Nein, Freund, sicher nicht. Natürlich sind Aufregungen zu vermeiden, aber wem sind die gut? Da wir von Aufregungen sprechen, Du hast vielleicht schon gehört, daß mein fürsorglicher Onkel — Gott verzeih ihm, ich vermag es nur zeitweilig, wenn der edelmütige Kranach Quartier bei mir aufschlägt — mich enterbt hat. Zu eintausend Thalern für chirurgische Instrumente und Abwartegeld, bis sich Millionäre als Kranke melden, — ach, es wäre zum Lachen, wenn's nicht so verteufelt ernst wäre, Krimm, — hat er sich aufgeschwungen. Ich stehe, wenn ich damit die dringendsten, unheimlichsten Schulden ablöse, vollständig dem Nichts gegenüber. Das ist auch eine Situation, freilich — eine —"

Kranach brach ab und sah mit tiefem Ernst vor sich hin.

Krimm gab ihm Antwort, aber gewohnt der alten Klagen, und gegenwärtig zu sehr beschäftigt mit Marianne, fuhr er fort:

„Ich wollte Dir noch sagen, Kranach, — oder richtiger, Dich bitten — ob Du nicht morgen vormittag meine Braut besuchen wolltest? Sie hat überhaupt das Bedürfnis, Dich zu sehen und zu sprechen, aber insbesondere jetzt, weil sie ein großes Vertrauen in Dich setzt. Ich wäre Dir sehr dank-

bar, wolltest Du unsern Wunsch erfüllen; ich bin überzeugt, Du wirst sie beruhigen und ihr die Angst nehmen, daß die Ausbrüche sich wiederholen werden."

Kranach kämpfte, nichts konnte ihm peinlicher sein, gegen nichts sträubte sich sein Gefühl so sehr, als jetzt Marianne La Croix gegenüber zu treten. Am liebsten würde er sie nie wieder gesehen haben, weil er wußte, daß er die Wunde in seinem Herzen immer von neuem aufreißen werde. Auch fand er, daß er bereits so viel mit sich selbst und mit der Entwirrung der Schicksale anderer zu thun habe, daß seine Natur — die alte — sogleich Front machte. Aber da flüsterte eine Stimme: Vergiß doch endlich, daß Du nicht mehr der alte Kranach sein darfst, daß Du Dir gelobt hast, Dir selbst ein Freund und anderen ein nicht minder wahrer und hülfreicher Berater zu werden, trotz Not und Lebensdrang.

Er neigte demzufolge das Haupt und sagte, alles zurückdrängend: „Ja, Krimm, ich komme, es ist selbstverständlich, daß ich thue, was Du wünschest."

Krimm warf einen raschen Blick auf Kranach; die letzten, stärker betonten Worte machten ihn stutzig, aber als er Kranachs ruhiger Miene begegnete, schwand, was sich ihm hatte aufdrängen wollen.

Es war zwei Uhr nachts, als die Freunde sich trennten, und Kranach die Fenster seines Häuschens aufstieß.

Über dem Garten stand der Mond mit seinem stillen, metallischen Glanze und schien, das Erdreich umschmeichelnd, alles Schlafende durch seinen hellen Glanz aufwecken zu wollen.

Aber nur träumerischer ließen die Bäume, Sträucher und Blumen die Köpfe hängen. Kein Vogel zwitscherte, die Erde lag bewegungslos da, und nur einmal, als der Nachtwind leise aufkam, zitterte es in den Blättern der nahestehenden Ulmen, und es war, als ob sie eine von dem Vorüberrauschenden hastig und gebieterisch hingeworfene Frage, erschrocken aufgerüttelt, in eilfertiger Demut beantworteten, dann aber in ihren geisterhaften Schlaf zurückversänken.

Nun trat Kranach wieder ins Gartenhaus und leise murmelte er vor sich hin: „Ich fühle, die Lebensbürde wird sich immer drückender auf meine Schultern legen, aber es giebt etwas, das tausend und abertausend Magnete in sich trägt, um das Glück anzuziehen, das Wort: Überwinde Dich selbst!"

*

Am nächsten Frühmorgen schickte Kranach durch den Portier einen Brief an Frau Ilse:

‚Wir sorgen für unser grobes Ich! Ich that es auch, liebe Freundin. Zürnen Sie nicht. Ich komme bereits zum Frühstück und bleibe bei Ihnen. Veranlassen Sie, ich bitte, daß niemand unser Wiedersehen stört.

Theodor.‘

Eine Viertelstunde später brachte der kleine Laufbursche ein Briefchen, das nach Rosen und Hyazinthen duftete, und auf dessen Couvert sich zwei Schwalben jagten:

‚Ich danke niemandem, der klein genug ist, meinetwegen seinen Charakter zu verlassen!‘ sage ich mit Lessing, mein lieber Freund. Das als Antwort auf Ihre Bitte: Zürnen Sie mir nicht! Wie kann man überhaupt zürnen, wenn man weiß, daß den Freund Sorgen bedrücken, und sie seine Handlungsweise beeinflussen? Doch nicht philosophieren wollte ich, aber Ihnen sagen, daß mir der herrliche Tag doppelt schön, ja unvergleichlich erscheint, da Sie kommen wollen zu

Ihrer treuen

Ilse.‘

Unwillkürlich drückte Kranach seine Lippen auf das Blatt Papier; nur das starke Parfüm störte ihn. Sodann setzte er sich an den Schreibtisch, um an Beatrice zu schreiben, aber als er kaum be=

gonnen, ward geklopft, und zu Kranachs höchster Überraschung stand Cellini vor ihm.

Kranach erhob sich mit kalter Zurückhaltung und sagte auf die schmeichelnde Entschuldigung des Mannes, so früh zu stören: „Nun ja, mein Herr, was steht zu Diensten. Meine Zeit ist allerdings gemessen."

Er bot auch Beatrices Vater keinen Stuhl, sondern ließ ihn stehend reden:

„Ich komme, mein sehr geehrter Herr Doktor," — man sah, wie schwer es dem Mann wurde, gegenüber einer solchen Begegnung sich zu bezwingen — „um mich wegen meiner ungebührlichen Heftigkeit bei Ihnen zu entschuldigen. Es geschieht auf Wunsch meiner Tochter, aber auch aus eigenem Antrieb. Ich sehe ein, daß Ihre freie Sprache, da sie von guten Absichten diktiert ward, von mir hätte anders aufgefaßt werden sollen. Nochmals: verzeihen Sie, und — betreten Sie wie früher mein Haus."

Kranach schüttelte den Kopf.

„Ich bedaure, mein Herr, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können. Da Sie sich so wenig in der Gewalt haben, kann Gleiches sich wiederholen, und ich wünsche, schon um Ihrer vortrefflichen Tochter willen nicht, mit Ihnen in Konflikte zu geraten, die einen schärferen Charakter annehmen könnten. Sie wiesen mir die Thür! Das läßt sich ein gebildeter

Mann nur einmal bieten. Da Sie eine Entschuldigung ausgesprochen, so werde ich zu vergessen suchen."

Nach diesen Worten verneigte sich Kranach mit kurzer Höflichkeit und machte eine Bewegung, um sich wieder an seinem Schreibtisch niederzulassen.

Aber Cellini, der während Kranachs Rede die Lippen gebissen, beherrschte sich und sprach noch einmal auf Kranach ein:

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß sich mein Zorn nicht gegen Sie richtete, daß er Sie nur traf, weil er mich gerade beherrschte, Herr Doktor."

„Nun wohl, es mag sein, aber Sie nahmen von vornherein einen Ton gegen mich an, als sei ich Ihr Untergebener. Das hatte mit Ihrem Unmut nichts zu thun, und dagegen lehne ich mich entschieden auf. Sie kennen die Lebensformen, aber Sie scheinen sie nur da anzuwenden, wo Ihr materieller Vorteil in Frage kommt. Unsere Charaktere trennen sich eben, und deshalb bleiben wir besser auseinander."

„Und doch würden Sie anders urteilen, wenn Sie die tieferen Gründe meiner Handlungsweise kennten, Herr Doktor. Ich gebe zu, daß ich Geschäftsmann bin und mich bücke, wo es mein Vorteil erheischt Aber dieser Drang, zu erwerben, durch das Geld zu dominieren, ist das Produkt dessen, was sich mir

durch meine Geburt und die ernsten Erfahrungen meiner Jugend aufgedrängt hat. Ich bitte, hören Sie mir einen Augenblick zu," fuhr der Mann fort, als er Kranachs ungeduldigen Blicken begegnete. „Zum erstenmal in meinem Leben schließe ich jemandem mein Herz auf. Sie mögen daraus erkennen, wie sehr es mich verlangt, eine günstigere Meinung über mich in Ihnen zu erwecken.

Ich bin Jude und heiße eigentlich Ismael. Mein Vater schon litt unter der furchtbaren Tradition, welche den Juden verfolgt, er mag handeln, wie er will. Er war ein seltener, edler, wohlthätiger Mann, voll idealer Anschauungen und nichts weniger als ein Geldmensch. Ich hörte so oft seine verzweiflungsvollen Klagen, war Zeuge seiner Bitterkeit und begriff, als er einmal meiner Mutter zurief: ‚Ich könnte den Namen, den ich von meinen Vorfahren ererbt, anspucken, da er mir als Kainszeichen anhängt. Ismael! Also ein Jude, also vorsichtig zu nehmen, wenn er auch scheinheilig sich anbequemt. Lasse ich mein Herz walten, so heißt es, ich thue Gutes nur aus Berechnung; diene ich dem öffentlichen Wohl, der Jude drängt sich vor; lege ich Interesse für außergeschäftliche Dinge an den Tag, will ich nur in meiner Eitelkeit von mir reden machen; muß ich auf meinem Recht bestehen, schilt man mich

unverschämt, habgierig, schmutzig. Ich heiße ja Ismael, Ismael! Und als ich darum einkam, mich anders nennen zu dürfen, um endlich aus dem entsetzlichen Bann herauszutreten, erhielt ich eine abschlägige Antwort.'

Sehen Sie, Herr Doktor, diese Bitterkeit hat sich auf mich nur in noch verschärfterem Maße übertragen. Sie werden sagen: ‚Du nennst Dich ja Cellini. Wie kannst Du also unter Deinem Namen leiden?' Ja, wenn dem so wäre! — Sie haben nicht geruht, bis sie mir nachgespürt. Sie wissen, daß ich Jude bin, und mit höhnischer Befriedigung flechten sie in ihre Reden ein: ‚Cellini! Pah! Der Kerl heißt eigentlich Ismael!'

So übt denn mein immer von neuem verwundetes Gemüt seine Rache. Ich lösche den furchtbaren Hunger und Durst, eine gleichberechtigte, nicht nur halbgeachtete Stellung einzunehmen in der Gesellschaft, durch Herrschsucht, Strenge und Überhebung und weide mich mit boshafter Freude daran, wie das vor meinem Gelde sich bückende Volk die bitteren Pillen meiner Launen hinunter schlucken muß. Ich war ein weicher, eindrucksfähiger Mensch, sah in den idealen Gütern, wie mein Vater, das Höchste und wollte nicht Kaufmann, sondern ein Mann der Wissenschaft werden. Aber das grausame

Leben, die bitteren Erfahrungen haben mich verhärtet, sie haben mich zu dem gemacht, was ich bin. Meine Tochter liebe ich mit einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit. Ich weine bisweilen aus Gram und Mitleid, daß ihr Leben so freudelos verläuft, und dennoch erfährt die Arme fast nur Härte von mir. Wenn ich mit dem finsteren Groll und der Verachtung, die mir die Menge einflößt, nach Hause komme, wird sie der Gegenstand meiner aufgestachelten Leidenschaft. Ich muß sie auslassen — es brennt in mir mit wilden Flammen! Und so ließ ich auch an Ihnen meinen Unmut aus, obschon ich Sie achte und verehre, Ihnen bei erster Bekanntschaft an den Tag legte, daß ich Ihre Freundschaft suchte.

Als Sie mir dann in so schroffer Weise begegneten, drängte sich mir, weil Gleiches mir täglich begegnet, der Gedanke auf, Sie wagten die freie Sprache, weil auch Sie wüßten, daß ich ein Jude bin, und annähmen, den Juden könne man stets durch hochmütige Grobheit demütig herabdrücken. Verstehen Sie, Herr Doktor? Überall wittere ich mißtrauisch ein Motiv solcher Art. Und nun bin ich zu Ende, ich bitte, sagen Sie mir, daß Sie mein Haus wieder betreten wollen."

„Ich muß erst Ihr Fräulein Tochter sprechen, mein Herr. Sie hat mir heute geschrieben und zwar

in einem Ton, der beweist, daß sie sich grenzenlos unglücklich fühlt. Ich werde ihr mitteilen, was Sie mir gesagt haben, und ich hoffe, daß ich dadurch den Groll auslösche, den sie — ich kenne die Vorgänge nicht, glaube aber recht zu vermuten — gegen ihren Vater empfindet. Im übrigen täuschen Sie sich über meine Person. Lassen Sie mich! Ich kann Ihnen nichts sein, ich bin ein mit dem Leben schwerkämpfender Mann, den man besser meidet, statt sich ihm zu nähern."

„Schwerkämpfend? Sie sind jung, gesund und neuerdings ein reicher Mann —"

„So reich, daß ich, wie es in der Bibel heißt, in wenigen Wochen nicht weiß, wo ich mein Haupt hinlegen soll. Die Spatzen draußen haben Futter, Theodor Kranach besitzt nur Verpflichtungen und — Sorgen," stieß Kranach, finster und gegen seine Absicht, sich diesem Mann zu eröffnen, heraus.

„Hieß es doch, Sie hätten fast eine halbe Million geerbt."

„Ja, nicht eine halbe, aber eine ganze Million Enttäuschungen. Aber gleichviel. Sie sehen, der Schein trügt, und so werden Sie auch betrogen werden, wenn Sie meinen Verkehr suchen. Ich gestehe, ich erlitt einen Schmerz durch die sichere

Aussicht, Ihre Tochter nicht wiederzusehen, da sie ein seltenes, liebenswürdiges Mädchen ist, aber man kann eben nicht alles haben! Ich muß mich darein finden. Also, mein Herr, ich werde dem sich menschlich mir aufdrängenden Impuls, Sie mit Ihrer Tochter auszusöhnen, Folge geben; so vergelte ich Ihr Vertrauen, für das ich Ihnen Dank schulde."

„Nein, nein, nicht so, Herr Doktor," rief Cellini, und ein weicher Ausdruck trat in seine Züge, der ihn überaus sympathisch machte. „Folgen Sie auch einem andern Impuls! Werden Sie mein Freund, und Sie sollen an mir einen finden, wie Sie ihn nicht hatten bisher auf der Welt! Brauchen Sie Geld, sagen Sie es. Es steht Ihnen zu Diensten ohne Zins und Nutzen. Wollen Sie meinen Rat, eine Empfehlung, Hülfe für Ihr Fortkommen, klopfen Sie an bei mir, wann Sie wollen. Immer werden Sie mich bereit finden. Halten Sie sich an den bessern Menschen in meiner Doppelnatur. Niemand ist so erbärmlich, wie man ihn schätzt, wie niemand so tugendhaft, wie man ihn lobt. Wir sind alle Menschen."

„Gut, wir sprechen uns wieder, Herr Cellini. Zunächst will ich mit Ihrer Tochter reden. Sie werden von mir hören," sagte Kranach mit einem Anflug von Wärme.

Da flog's strahlend über das Gesicht des Mannes. In heftiger Bewegung drückte er Kranach die Hand und verließ das Gartenhaus.

„Sonderbare Welt," murmelte Kranach. „Immer schlägt das Schicksal uns ein Schnippchen. Wo wir nichts vermuten, zeigt sich plötzlich eine Silberader, und wo wir graben, finden wir Schutt. Und seltsam, immer ward ich bisher belohnt, wenn ich meiner ehrlichen Meinung die Thür öffnete, und doch ist Offenherzigkeit eine Eigenschaft, die man in unserer Zeit nur Thoren und Narren gestattet. Sollte diese Unklugheit, die Mirabeau die bloße Brust dem Dolche eines Bepanzerten preisgeben hieß, doch am Ende der Weisheit Ende und Anfang sein?"

*

Vor der bleichen, in Trauerkleider gehüllten Marianne La Croix stand der Doktor Theodor Kranach. Seine Mienen waren ruhig, aber sein Herz zitterte. Nun sah er sie wieder, schöner noch als vordem, mit jenem edlen Ausdruck in dem zart geschnittenen Gesicht, der ihn sie einst mit Marie Antoinette in ihren jungen Jahren hatte vergleichen lassen.

Und Kranach verglich auch die erste übermütige Begegnung, die zwischen ihnen stattgefunden, mit der heutigen. Wie rasch war alles anders geworden!

Über nacht hatte sich der Sturm erhoben und das schöne Gebilde der Natur geknickt. Etwas Ängstliches, Scheues trat dann und wann in ihre Augen; ihr Geist lag in Furcht und Bangen, sie zitterte wie ein körperlich Kranker, einer, der Schlaganfällen ausgesetzt ist, vor der Wiederholung des Entsetzlichen.

Sie ließ zunächst den Arzt sprechen, bat um seinen Rat und richtete sich sichtlich auf, als er ihr erklärte, daß sie sich keinerlei Sorgen hinzugeben habe.

„Wenn Sie wirklich einmal lachen, statt weinen, was hat's denn auf sich, mein liebes Fräulein? Sie wissen vielleicht, daß die Wein- und Lachmuskeln nahe beisammen liegen, es ist also nur ein unregelmäßiger, rein mechanischer Vorgang."

„Aber Leopold wird sich jedesmal entsetzen, er wird sich grausen wie beim erstenmal, und mir schaudert vor mir selbst, wenn ich die Töne höre!"

„Es mag sein, ich begreife es, aber Sie beide müssen daran festhalten, daß jedes Leiden Unbequemlichkeiten mit sich führt, und daß es weit Schlimmeres giebt. Im übrigen vermag der Wille viel — wohl alles. Sowie Sie merken, daß etwas Sie erregt, nehmen Sie Ihre ganze Energie zusammen, sich dem nicht hinzugeben. Suchen Sie Ihre Gedanken dann auf etwas anderes zu lenken."

„Nun ja, ich will's versuchen. Ich danke Ihnen von Herzen, lieber Herr Doktor."

Sie reichte ihm mit einem bezaubernd liebenswürdigen Ausdruck die Hand, und Kranach senkte bewegt das Haupt. Ihr Blick und der Ton ihrer Stimme berührten ihn tief, er bedurfte seiner ganzen Kraft, um nicht weich zu werden, nicht zu verraten, was in ihm vorging. Aber als er unter solchen Empfindungen nun eine Bewegung machte, sich zu verabschieden, schwoll's in ihr auf, sie hielt ihn zurück und sagte:

„Noch eins habe ich auf dem Herzen, was ich Ihnen sagen möchte, eine Bitte ist's, eine vielleicht große, schwer erfüllbare. Bleiben Sie Leopold und mir der Freund, der Sie bisher waren, lieber Herr Doktor."

Sie sah ihn fast demütig an, und da er nicht gleich antwortete, fuhr sie fort: „Da ich weiß, was in Ihnen vorgeht, so bin ich mir auch bewußt, welche Anforderung ich an Sie stelle. Aber ich vertraue der Hochherzigkeit des Mannes, den ich neben Leopold und meinem verstorbenen Vater auf dieser Welt am meisten —"

Sie sprach nicht aus, und weil sie stockte, verschärfte sich der Inhalt ihrer Worte, die Kranach so sehr ergriffen, daß er sich zu ihr herabneigte und

einen langen, seine Bewegung ausdrückenden Kuß auf ihre Hand drückte.

„Ich habe den guten Willen, Fräulein Marianne, mich Ihnen beiden unbefangen zu geben, wie früher. Ob es mir gelingen wird, vermag ich nicht zu sagen, deshalb kann ich auch kein Versprechen geben. Aber eines möchte ich berichtigen. Meine Gefühle der Freundschaft blieben dieselben, und daraus ergeben sich auch Pflichten, die ich zu jeder Zeit im Umfang meiner Kräfte üben werde.“

Da in diesem Augenblick Ines ins Zimmer trat, wurden sie unterbrochen, und Kranach nahm nach Wiederholung seiner ehrlich empfundenen Beileidsworte wegen des unerwarteten Todesfalles Abschied.

Als er gegangen, sagte Ines: „Welch einen herrlichen Kopf hat dieser Mensch. Aber der rekelige Körper, den er so schlecht hält, und die Füße! Wie schade, daß er so wenig Wert auf sein Äußeres legt.“

„Ich seh's nicht, es stört mich nicht,“ entgegnete Marianne, „denn sein Herz ist so gut und sein Sinn so edel, daß man ihn bei jeder neuen Begegnung lieber gewinnt.“

„Er soll aber gar nicht sehr solide sein, Du. Ich hörte neulich, er wäre so herunter gekommen, daß er oft nichts zu essen habe.“

„Es wird wohl etwas Wahres daran sein, aber es giebt Menschen, die einen Übergangsprozeß durchzumachen haben. Zu ihnen gehört Kranach. Ich glaube, daß er den alten Rock aus und einen neuen angezogen hat. Jedenfalls verlor er bei seinem Leichtsinn nicht sein Selbstgefühl und seinen Stolz; solche Menschen gehen nicht unter.“

„Leopold ist mir doch lieber, auch Bulton interessiert mich von den drei Freunden mehr als dieser formlose Doktor. Übrigens soll er sehr nahe Beziehungen zu der schönen Frau von Elstern haben, — ihren Geschmack begreife ich freilich nicht recht, — und schon lange erwartet die Welt, daß sie sich heiraten. Ihr Ruf verträgt auch nicht lange mehr dieses Kokettieren mit unverheirateten Herren, die sie mit besonderer Vorliebe in ihren Kreis zieht. Er ist schon gefährdet.“

„Wie Leopold mir sagt, mit vollem Unrecht. Sie ist nur ein wenig emanzipiert. Er schildert sie als eine durchaus vornehme Natur, deren Lebenswandel wenigstens bisher untadelhaft war. Aber schon aus dem wechselnden Sinn für gänzliche Einhäusigkeit und geräuschvolles Leben ergiebt sich, daß sie kapriziös ist. Sie thut nur das, was ihr behagt, und kann es sich erlauben, da sie reich und unabhängig ist.“

Ines erwiderte nichts mehr, sie zog die Schultern und sah melancholisch vor sich hin.

„Ich könnte immer weinen, so traurig bin ich, Marianne! An nichts anderes vermag ich zu denken als an Papa, und mit seinem Fortgang ist mir, als sei überhaupt alle Lebensfreude dahin. Ich denke bisweilen, ich möchte weit, weit fort! In einem fremden Lande würde ich wieder glücklich, in anderer Luft, angeregt durch neue Bilder und Menschen. Etwas grenzenlos Unbefriedigtes drückt mich neben dem Schmerz um ihn —“

„Dir fehlt Beschäftigung, eine Thätigkeit,“ schob Marianne teilnehmend ein.

„Ja, das ist's vielleicht,“ rief das blasse Mädchen, und ihre Mienen veränderten sich. „Was meinst Du, wenn ich Unterricht erteilte oder mich sonst nützlich zu machen suchte. Am liebsten lernte ich etwas, womit sich die Männer beschäftigen. Arzt zum Beispiel möchte ich sein. Das ist ein schöner Beruf! A—ch, ach Marianne,“ schloß sie und reckte den schlanken Körper, „wie glücklich bist Du, einen Menschen zu haben, der Dich liebt und Dich zum Mittelpunkt macht. Mich hat niemand gern — Sie sagen mir wohl allerlei Schönes, aber —“

Ines stockte, neigte sich zu ihrer Schwester herab,

und während Thränen ihr über die Wangen flossen, umarmte sie Marianne in heftiger Bewegung.

Aber dieser Ausbruch starker Empfindung ergriff auch Marianne, und plötzlich drängte sich ein unheimlich stöhnender Ton aus ihrer Kehle. Doch verklang's rasch, weil sie, mitten in der Erregung sich der Worte Kranachs erinnernd, ihre ganze Willenskraft aufbot, zu beherrschen, was sich aus ihrem Munde lösen wollte.

*

Es war mittags zwölf Uhr. Frau Ilse von Elstern sah strahlend aus, die Erwartung hatte ihre Züge verschönt, und ihre Gestalt schien verjüngt. Ein tadellos sitzendes, weichseidenes Kleid umschloß ihren schlanken Leib, und ein reicher, weißer Spitzenkragen und ebensolche Ärmel hoben sich von dem Dunkel des Gewandes und der schneeigen Farbe ihres Halses und ihrer Arme reizvoll ab. Eben musterte sie sich im Spiegel, und ein leiser, lustiger Spott über sich selbst flog über ihr Angesicht, in dem namentlich der feingeschnittene Mund durch den gelegentlichen Ausdruck anmutsvoller Impertinenz etwas überaus Anziehendes hatte, als die draußen ertönende Klingel ihr verkündete, daß Kranach ins Haus getreten sei. Rasch heftete sie

noch eine Rose an ihre Brust und schritt dann dem die Thür öffnenden Freunde entgegen.

„Liebe Frau Ilse!“ sagte Kranach, stark betonend und mit raschen Schritten sich der Langentbehrten nähernd.

„Mein lieber Freund!“ gab Ilse, ihre kleine, hübsche Hand in seine große Rechte legend, mit einem innigen Blick der Freude zurück. Und liebenswürdig schmollend fuhr sie fort: „Wie Sie mich so lange warten und nichts von sich hören ließen, Kranach! War das recht?“

„Nein, liebe Freundin, aber was ist mit mir anzufangen? Flicken an allen Enden, und das Glück länderweit fort, wenn ich mich nach ihm umschaue. Sie wissen, daß mein Onkel gestorben ist und mich enterbt hat. Ich kehre zurück ins Nest, armselig, wie ich ausgezogen, und alle meine guten Vorsätze haben mehr Löcher bekommen als mein mottenzerfressener Schlafrock. Und daß ich nicht gleich kam? Ich fand die Stimmung nicht, ich fühlte, daß ich Sie tadeln mußte, und schämte mich zu tadeln, wo ich selbst noch auf der Lebensschulbank sitze.“

„Sie wollten mich tadeln, Kranach?“ entgegnete Frau Ilse, lehnte sich fester in ihrem Sessel zurück und blickte, nachdem sie den leisen Schatten, der

über ihr Gesicht geflogen, verwischt, den Freund, der ihr gegenüber Platz genommen, mit erkünstelter Überlegenheit an.

„Ja, liebe Frau Ilse. Als ich mich gestern Ihrem Haus nähern wollte, entdeckte ich Bulton mit einem Ausdruck, als sei ihm der Schiller- und Goethepreis zugefallen, dahinstürmen. In seinen Händen hielt er Blumen, er sah und hörte nichts. Ich wußte genug!“

„Was wissen Sie, Sie tadelnder Pedant?“

„Daß Sie nicht gehalten, was Sie mir versprochen, und was doch ehrbarer gewesen wäre, als dem Champagnertrinker noch mehr Sekt in die Schale zu gießen. Daheim sitzt die Frau und denkt vor Gram an Tod und Sterben, ihre Wangen sind blaß, nicht weit ist sie von der Verzweiflung. Wo soll's hinaus?“

Frau Ilse sah mit einem erschrockenen Blick vor sich nieder, die weißen Hände zitterten, und die Brust hob sich schwer.

„Was soll ich mit dem verliebten Menschen machen? Die Thür kann ich ihm doch nicht zeigen?“ hub sie dann, mühsam ihre Fassung zurückgewinnend und einen leichten Ton anschlagend, an.

„Ja, Sie können ihm die Thür weisen und müssen es —“

„Und müssen es! sagen Sie so kategorisch. Habe ich nicht auch Ansprüche an das Leben? Wie viel ist uns Frauen versagt! Ich mag nicht in einem Kloster sitzen und den Rosenkranz beten.“

„Ja, eben das ist es! Sie lassen Ihrem Egoismus die Zügel schießen und machen drei Menschen unglücklich.“

„Drei? Wieso? Ich bitte.“ Ilse sprach's launig und suchte Kranachs ernste Miene dadurch zu verscheuchen.

„Ja, drei: ihn, die Frau und sich selbst.“

Ilse zuckte die Achseln, sie antwortete nicht.

„Sie können ihn doch nicht heiraten, Frau Ilse! Bitte, sagen Sie, wollen Sie Bulton heiraten?“

„Wie Sie fragen!“

„Gehört Bulton zu seiner Frau, oder steht in dem Ehekontrakt, daß er seine Mittage, Nachmittage und Abende bei Ihnen zubringen soll?“

„Das ist doch nicht meine Sache. Er ist ein Mann, er wird wissen, was er verantworten kann.“

„Frau Ilse — wie Sie sprechen! — Ist das meine alte, meine von Grundsätzen geleitete Frau Ilse?“

„Sind Sie nicht auch ein Mensch, haben Sie nicht auch Flecke auf Ihrer Seele?“

„Leider ja, aber giebt Ihnen diese Thatsache ein Recht, gleichfalls welche zu besitzen?“

„Nein, aber Ihnen auch nicht das Recht, mich so ins Gebet zu nehmen. Lassen Sie mir mein Plaisir, ich lasse Ihnen das Ihre —“

„Ein Plaisir! Wenn Sie vielleicht nächstens einen Selbstmord auf dem Gewissen haben!“

„So kommen Sie täglich und lesen mir aus Byron vor! Heitern Sie mich auf, seien Sie der Alte, musizieren Sie und spotten und verziehen Sie Frau Ilse, dann wird sie Herrn Bulton sagen: ‚Gehen Sie zu Ihrer kleinen, blassen, langweiligen Frau.‘“

„Ja, ich will's, wenn ich dadurch Menschen, die ich liebe, vor sicherem Verderben retten kann. Aber ich bin noch nicht am Ende. Sie wollten sich Beatrice Cellinis annehmen. Auch das haben Sie mir nicht gehalten.“

„Ich habe an dem Vater genug; ein zudringlicher Mensch, dem ich inzwischen die Thür weisen mußte, weil er sich sogar erdreistete, mir noch weniger zu bieten! Und das Mädchen soll eine Nase haben, die man als Pfropfenzieher benützen könnte. Welchen Geschmack besitzen Sie, Kranach!“

„Sie spotten grausam, und doch hat auch diese Sache eine so ernste Seite.“

„Ich mag aber nicht alle Schubladen voll ernster Dinge haben. Ich will lachen, mich freuen, genießen. Was hatte ich bisher vom Leben? Nur Sie, Kranach, haben mir Lichter darin angezündet, und obschon sie lange verloschen sind, lebe ich — noch von dem Glanze. Ach nein, Lieber, schelten Sie nicht, werden Sie kein Pedant und Menschenverbesserer. Bleiben Sie der alte, sorglose Theodor Kranach. So liebe ich Sie."

„Ich sehe, es ist heute mit Ihnen nicht zu sprechen, Sie setzen allen Dingen eine Schellenkappe auf. Sprechen wir also von anderem. Aber eins, Frau Ilse: wenn Bulton ferner bei Ihnen verkehrt, — ich spreche in völligem Ernst — betrete ich Ihr Haus nicht wieder; etwas anderes ist's, wenn Sie mir helfen wollen —"

„Ihn zurückführen! Ich weiß, was Sie sagen wollen. Nein, diese Rolle will ich nicht spielen. Ich habe es mir überlegt. Ich mag nicht. Und drohen dürfen Sie nicht, Sie werden ja doch kommen."

„Nein, es ist mein völliger Ernst. Nehmen Sie das Gesagte, ich bitte, so auf."

„Wie Sie heute langweilig sind, Kranach! Ich hatte mich so maßlos auf dieses Zusammensein gefreut, nun verderben Sie mir den schönen Tag."

„Lieber einen Tag verderben als ein ganzes Leben. Glauben Sie nicht, daß die Menschen reden, daß Sie Ihrem Ruf schaden, wenn Sie Bulton dreimal am Tage empfangen?“

„Sie sind sehr spröde gegen ihn, Kranach. Gegen sich selbst waren Sie nachsichtiger.“

„Ja, weil wir beide ein gutes Gewissen hatten, aber was Sie mit Bulton treiben, ist nicht harmlos. Noch einmal, liebe, liebe Frau Ilse, kehren Sie um. Seien Sie meine Verbündete, und helfen Sie, den Mann zur Besinnung zu bringen.“

Einen Augenblick dachte Ilse nach, dann sagte sie:

„Eine Frage, Kranach. Was gedenken Sie jetzt zu thun?“

Kranach sah forschend empor. „Ich verstehe nicht.“

„Ich meine, wie gedenken Sie sich Ihr Leben einzurichten?“

„Ah so! Ich will versuchen, meine Schulden zu bezahlen, keine neuen mehr zu machen, und will mir rasch ein Schild an irgend eine Thür kleben, auf dem geschrieben steht: Theodor Kranach, praktischer Arzt, Spezialist für Nervenkrankheiten.“

„Und wenn Sie nun doch Schulden machen müssen, weil keine Kranken kommen?“

„Daran denke ich einstweilen nicht. Thäte ich's, würde ich gar nicht beginnen können.“

„Lassen Sie mich Ihre Schulden bezahlen, Kranach.“

„Das hat mir heute schon jemand angeboten. Ich merke, daß die Glücksgöttin ihre Pantoffeln angezogen hat und auf dem Wege zu mir ist.“

„Noch jemand? Wer ist's?“

„Cellini, den Sie so verabscheuen.“

„Cellini? Dann will er Sie ködern, daß Sie ein gut Wort bei mir einlegen wegen des Grundstücks. Der thut nichts aus Großmut. Aber nein, jetzt fällt's mir ein. Sie sollen seine schöne Tochter heiraten, er will sich der großen Nase entledigen.“

„Vielleicht — aber darüber nachzudenken, ist irrelevant. Ich werde kein Geld von ihm nehmen.“

„Also von mir —“

„Auch das werde ich sehr überlegen.“

„Und weshalb?“

Kranach schwieg.

„Weil Sie sich auch von mir nicht abhängig machen wollen, Sie stolzer Pedant, oder richtiger: Sie berechnender Egoist! Ich weiß nicht, wie ich Sie nennen soll.“

„Ja, wer ein Gott wäre, Frau Ilse —“

„Theodor —“

„Ich bitte?“

„Seien Sie doch der Alte, streifen Sie die häßliche Haut ab. Sehen Sie mich als Ihre Schwester an. Soll ich immer wieder betteln?“

„Gerade weil ich Sie als eine solche ansehe, beschäftige ich mich mit Ihrem Leben und Dasein. Deshalb will ich, daß Sie Bulton den Abschied geben.“

„Immer Bulton! Sprechen wir endlich von anderem.“

Nun erhob sich Kranach mit rascher Bewegung und ging finsteren Angesichts auf und ab.

Eben öffnete der Diener die Thür und meldete, daß zum Frühstück serviert sei.

„Kommen Sie, Kranach,“ begann Ilse leise und gütig. „Lassen Sie Bulton und andere Menschenkinder. Bitte, Ihren Arm, Theodor, lieber Theodor — “

Aber Kranach schüttelte den Kopf, sah von ihr weg und sagte:

„Ich will gehen, es ist besser — speisen Sie allein — ein andermal —“

Die Frau erschrak. Nun hatte sie alles aufs sorgfältigste für ihn hergerichtet, Bulton abgeschrieben, einer an sie ergangenen Einladung entsagt, und sollte den Tag einsam grübelnd in ihrer Villa sitzen? Unmöglich! Das war ihr erster Gedanke, diesem aber folgten Bitterkeit und trotzige

Auflehnung. Sie war ein freigeborener Mensch und wollte sich auch von Theodor Kranach nicht kommandieren lassen.

Noch einmal sprach sie auf ihn ein, bat, wandte ihre ganze Liebenswürdigkeit auf — aber Kranach blieb standhaft.

„Ich sagte Ihnen, daß ich Ihre Wohnung nicht eher wieder betreten würde, als bis Sie den Weg eingeschlagen, den Ihnen Ihre Frauenwürde vorschreibt, Frau Ilse. Wollen, können Sie das nicht, dann befand ich mich über Ihren Charakter im Irrtum und bleibe Ihnen schon deshalb besser fern, damit ich nicht als Zeuge der Vorgänge auch noch die Achtung vor Ihnen verl—"

„Ich bitte, Herr Doktor Kranach! Eine solche Sprache hat noch niemand in meinem Hause gewagt, und ich wünsche sie auch nicht eingeführt zu sehen."

Die Frau sprach's mit hochmütigem Stolz und zornfunkelnden Augen. Kranach aber hob und senkte die Schultern, atmete tief auf, verbeugte sich und — verließ die Wohnung der Frau von Elstern.

„Ja, ich wußte, es würde so kommen!" murmelte er in schwerer Bedrückung. „Und ich hatte doch nicht recht. Sei offenherzig und wahr gegen

die Menschen, und die Furien, die einst die Alten verfolgten, werden dich zu Tode hetzen."

Bis zum Spätnachmittage kam Kranach aus seiner Wohnung nicht mehr heraus. Er schrieb an Beatrice Cellini wegen einer Unterredung, beendete die Briefe, durch die er seine Gläubiger zu einer Besprechung einlud, in der er ihnen seine Vorschläge wegen der Regulierung seiner Schulden machen wollte, und setzte sich dann hin und begab sich an die Lektüre eines wissenschaftlichen Buches. Die Pfeife ging nicht aus, aber die Flaschen wurden leer, die er sich herbei holte.

Einmal war's ihm, als sei der alte Kranach wieder in ihn eingezogen, der Kranach, der nur that, was er mochte, der nach Laune arbeitete, faulenzte, trank, bis zum Mittag schlief und nachts Edgar Poe oder Sealsfield las. Angenehmer war's schon, allem Lästigen auszuweichen, wie Ilse zu denken, die gesagt hatte: Was schert mich die kleine, blasse, langweilige Frau. — Aber seine Gedanken blieben dabei nicht haften. Sich grollend zurückzuziehen und alles gehen zu lassen, war ja eben der falsche Weg. Er wollte doch fortan, selbst auf die Gefahr hin, Feindschaft heraufzubeschwören, seiner Überzeugung folgen!

*

Seit einer Viertelstunde bereits wanderte Beatrice Cellini in der großen Lindenallee auf und ab, die sich an den sogenannten Holzgarten, ein zu einer großen, Kreisholm genannten Herrschaft gehörendes Wirtshaus, anlehnte.

Die Städter besuchten diesen Vergnügungsort nur an bestimmten Tagen; meist war's einsam hier draußen, und namentlich im nahegelegenen Gehölz fand sich leicht ein Fleck, wo man ungestört plaudern konnte.

Beatrice sah sehr bleich aus, aber die durchsichtigen Farben erhöhten den Reiz ihrer Erscheinung. Ein dunkler Spitzenschleier lag über ihrem zarten, hellgrauen Hut, der mit einer schwarzen Feder geschmückt war, und ein schwarzer, mit Perlen reich besetzter Paletot, der ihren Wuchs herrlich zum Ausdruck brachte, bedeckte zur Hälfte ein Kleid in der Farbe der Kopfbedeckung.

Die großen, tiefen Augen gingen beim Wandern unruhig hin und her; einigemale überkam sie die Sorge, daß Kranach durch irgend eine Abhaltung am Kommen verhindert worden sei.

Endlich hörte sie Schritte hinter sich, aber zu ihrer Enttäuschung sah sie nicht Kranach, sondern den ihr bekannten Bulton die Allee entlang schreiten.

Unwillkürlich trat Beatrice zurück und schob sich

hinter einen der Bäume. Bulton war indessen in so tiefes Nachdenken versunken, daß er kaum einmal aufschaute, als er an ihr vorüberging, und wie befreit atmete Beatrice auf.

Nachdem er verschwunden, wagte sich das junge Mädchen wieder hervor, und nun kaum auch endlich Kranach mit eilenden Schritten herangegangen.

„Nehmen wir, wenn's Ihnen recht ist, den Seitenweg nach dem Forst zu," begann er nach der ersten Begrüßung und Entschuldigung wegen seines späten Erscheinens. „Ich habe Sie gebeten, daß wir uns hier treffen möchten, weil Sie sich in meiner Wohnung leicht dem Gespräch aussetzen könnten, die Dinge aber, als ich Ihnen schrieb, noch nicht so geklärt waren, daß ich wieder Ihr Haus betreten konnte. Es blieb keine andere Wahl."

„Ich habe auch Ihren Vorschlag so aufgefaßt," entgegnete Beatrice, leicht errötend. Und nun zunächst meinen nochmaligen Dank für Ihre große Güte, Herr Doktor, die um so größer ist, als ich ja hörte, wie Ihnen mein Vater begegnete."

„Er war bei mir," fiel Kranach, den Dank abwehrend, ein.

„Ja, er hat mir die Thatsache, freilich nur sie, mitgeteilt, und mich verlangt natürlich sehr, von

Ihnen zu hören, daß seine Erklärungen Sie befriedigt haben."

Kranach bewegte leicht den Kopf. Dann sagte er ausweichend: „Sie schrieben äußerst erregt. Wollen Sie mir mitteilen, was geschehen?"

„Sehr Trauriges", stieß Beatrice heraus. „Ich nahm für Sie Partei, und da ergriff er mich an den Haaren, zerrte mich hin und her und warf mich mit solcher Gewalt in eine Ecke, daß ich blutete. Freilich legte er dann Reue an den Tag, aber doch reifte der Gedanke in mir, ihn und das Haus für immer zu verlassen."

„In der That empörend!" ging's aus Kranachs Munde. Auch legte er in der Aufwallung seines Gefühls die Hand mit sanfter Bewegung auf Beatrices Schultern und suchte so seiner Teilnahme noch wirksameren Ausdruck zu verleihen. „Armes, liebes Mädchen — und für mich geschah's!" fügte er hinzu und schritt langsam neben ihr her.

In diesem Augenblick hörten sie Schritte aus einem Seitengang, und wenige Sekunden später erschien Bulton vor ihren Augen.

Als er Kranach und Beatrice Cellini in dieser Situation erblickte, zog ein äußerst überraschter Ausdruck über sein Gesicht, dann aber grüßte er mit ernster Miene das Mädchen, und während sie ver-

legen das Haupt neigte, mit einem Anflug spöttischen Lächelns den Freund, und schritt vorüber.

„Herr Bulton!“ stieß Beatrice erschrocken heraus.

„Kennen Sie ihn, Herr Doktor?“

„Allerdings — sehr genau sogar.“

Beatrice wollte etwas hinzufügen, unterdrückte es aber.

„Fürchten Sie keine falsche Auslegung,“ besänftigte Kranach, der ihre Unruhe bemerkte. „Nein, nein, wirklich, Sie können unbesorgt sein,“ und freundlich auf sie einsprechend, zog er sie tiefer in den Forst hinein.

Inzwischen nahm Bulton den Weg zum Wirtshaus zurück und suchte sich das, was er gesehen, zu erklären. In seiner reizbaren Stimmung gegen Kranach, die sich durch dessen Abendbesuch wesentlich erhöht hatte, nahm er das ungünstigste an und murmelte zwischen den Zähnen: „Bei mir spielt er den Herrgott und macht meiner Frau den Kopf warm, er selbst aber giebt sich Rendezvous mit der Cellini!“

Als er, so seinen Gedanken nachhängend, die Lindenallee wieder betrat, auch sich den Kopf zermarterte, weshalb ihm Frau Ilse, da sich Kranach nicht, wie er vermutete, in ihrer Gesellschaft befand, abgeschrieben, fuhr in raschem Trabe eine offene Equipage an ihm vorüber, und in ihr saß zu Bul-

tons nicht geringer Überraschung Frau Ilse von Elstern. Ein Ausruf ertönte von beiden Seiten, und wenige Sekunden später hatte der Poet neben seiner offenbar über das Zusammentreffen sehr befriedigten Freundin Platz genommen.

„Sie sind erstaunt, daß ich mich plötzlich im Holzgarten befinde, statt in meinem Hause einen illustren Gast zu empfangen," hub Ilse, Kranach durch ihre etwas leichtfertig betonte Rede preisgebend, an. „Aber Sie werden gleich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß mein Gast kurz vor Beginn des Frühstücks kehrtum machte und mich wieder verließ."

Bulton konnte einen Ausruf hämischer Befriedigung nicht unterdrücken. „Ah, nun verstehe ich," setzte er an.

„Was verstehen Sie, Bulton?"

„Nein, nein, bitte, erzählen Sie erst weiter, meine Gnädigste, dann komme ich."

„Ich bin eigentlich fertig," entgegnete Ilse, die noch überlegte, ob sie trotz Groll und Empörung gegen Kranach Bulton in ihr Vertrauen ziehen sollte. Halb drängte es sie, halb hielt sie zurück, da sie wußte, daß sie es bereuen, daß sie schon am nächsten Tag die Dinge in einem andern Lichte ansehen werde.

„Nun, dann kann ich ja berichten. Ihr Gast

Doktor Kranach, hatte andere, wichtigere Dinge vor. Eben sah ich ihn im zärtlichen tête-à-tête mit Fräulein Cellini, der Tochter des Wucherers, meines Wirtes, im Forst drüben. Er hatte seinen Arm um sie geschlungen, und sie blickte wie ein Beute witterndes Nashorn drein."

Ilse hörte und erblaßte. So heftig war ihre Bestürzung, daß sie ein „Nein, nein! Unmöglich, Bulton!" und dann auf seine ausdrückliche Bestätigung einen Ton des Schmerzes herausstieß, der genugsam verriet, wie diese Mitteilung ihr Herz getroffen hatte. Und nun war's auch vorbei mit ihrer Besonnenheit und Mäßigung. Nur ein Gedanke hatte Raum in ihrem Innern: ihm zu vergelten, und jetzt gerade das zu thun, was ihn am meisten kränken und verwunden werde. Nun, nun erst recht wollte sie Bulton sich zuwenden! Am Ende war's gar eine abgekartete Sache, da er sich so schroff von ihr getrennt hatte. Er wollte den Bruch, war nur gekommen, weil er einen Zwang fühlte, weil er einem Rest von Rücksicht nachgegeben. Sein Herz zog ihn zu dem Mädchen, das ihm Ersatz bieten sollte für den Verlust von Marianne La Croix.

Ilses Verstand lehnte sich freilich gegen die letztere Schlußfolgerung auf, sie wußte, daß er Marianne zärtlich geliebt hatte, und es sah ihm nicht ähnlich, gleich

wieder sein Herz zu verlieren. Aber unmittelbar darauf kam wieder ein aufhetzender Teufel und raunte ihr zu: „Er umschmeichelt das Mädchen, weil er den reichen Vater gewinnen will. Hat er nicht selbst verraten, daß er mit ihm über seine Verhältnisse gesprochen? Theodor Kranach nimmt bekanntlich Geld, wo er es findet; über nacht häutet sich kein Mensch und wird ein völlig anderer." Und sie selbst war die Verschmähte, eine Cellini zog er vor!

Furchtbare Eifersucht regte sich in der Frau, ihre Eitelkeit war bis an die Wurzel verletzt. Sie konnte es nicht ertragen, daß er sie mißachtete, daß er sie nicht so hoch stellte, wie sie im tiefsten Grunde ihres Herzens ihn! Betäuben wollte sie sich von dem heutigen Tage an.

„Komm her, Du, der Du mich umschmeichelst, der Du mir girrend zu Füßen liegst. Ich will Dich! Schicke Dein Weib und Deine Kinder fort und werde mein! Müssen sie leben, ich gebe es. Wenn sie keine Sorgen drücken, werden sie sich mit der Notwendigkeit abfinden. Ich will nicht mehr seufzend mein Leben fristen, ich will genießen, Liebe geben und empfangen, nun, da sie mir entgegengebracht wird." So rief es in ihr.

Bevor sie in die Wohnung zurückkehrten, fragte

Ilse Bulton, obschon der Antwort sicher, aber gedrängt von der Verlockung, etwas ihrem Ohr Angenehmes zu vernehmen, was ihn veranlaßt habe, sich heute auf einsame Spaziergänge zu begeben. Ob er einen Kummer habe?

Da sah der Mann sie mit verzehrenden Blicken an, griff nach ihrer Hand und flüsterte:

„Ich konnte den Schmerz, Sie einen Tag zu missen, nicht anders töten als in dem Umgang mit der Natur! Und wahrlich, sie hat mich nicht betrogen; sie verschaffte mir durch unsere Begegnung den köstlichsten Tag meines Lebens! Heute, heute zum erstenmal fühle ich, daß Ihr Herz sich mir zuwendet. — Teure Frau — liebe Frau Ilse,“ schloß er stürmisch, als er den Gegendruck ihrer Hand fühlte, als er in ihren niedergeschlagenen Augen, in ihrem Erröten sah, daß er seinem Ziele näher rückte.

Und der Abend kam, und die beiden Menschen berauschten sich bei Speise und Trank. Die Balkonthüren nach dem Garten waren weit geöffnet, der eben voll und prangend ins Land gezogene Frühling machte der Erde seinen ersten feierlichen Abendbesuch. Eine wundersam laue Luft! Die schneeigen Obstbäume leuchteten durch das Halbdunkel neben smaragdgrünen Rasen und dunklen Gebüschen, die Grillen zirpten ihre heimlichen Lieder, der Mond

lag mit sanftem Glanze über allem, und von drüben aus einem Konzertgarten klangen sanfte Melodien herüber, welche die Seelen weich stimmten.

„Ilse — Ilse — bist Du mein?" flüsterte der Mann, der das schöne Weib auf den Balkon gezogen hatte, und gleich ihr den Tönen lauschend, es wagte, sie fest und fester an sich zu ziehen.

Sie wollte sich ihm entwinden; noch einmal stieg Theodor Kranach vor ihr auf mit dem klassisch geschnittenen Kopf und dem klugen Ausdruck in seinen stillen, guten Augen; ihr Herz krampfte sich zusammen bei dem Gedanken, ihn preiszugeben für immer; ja, für Sekunden haßte sie den Mann, der seine Verführungskünste anwendete, sie von ihm, den sie doch einmal liebte, allein liebte, zu trennen. Aber dann kamen wieder die Teufel der verletzten Eitelkeit, des Stolzes und des Mißbehagens, die Teufel der Empfindlichkeit und jene, die rascher als des Blitzes Flug aus der Liebe den Haß stampfen, und ihnen erlag die Frau und betrat durch die ersten heißen Küsse, die sie ihm gewährte, den ebnen, strahlenden, aber im Hintergrunde dunkele Abgründe bergenden Tempel der Thorheit.

*

Theodor Kranach wischte sich den Schweiß von der Stirn. Eben hatten die letzten Gläubiger, die

sich zu der Besprechung bei ihm eingefunden, das Gartenhaus verlassen, und nur Minna Triller war noch in treuer Anhänglichkeit da geblieben. Sie war Zeuge gewesen der Vorgänge und fühlte mit dem Mann, der seine Offenherzigkeit ganz anders belohnt fand, als er erwartet hatte. Noch klangen ihr Kranachs Worte in den Ohren. Er hatte gesagt:

„Wenn Sie alle auf meine ungewöhnliche und von sonstigen Vorgängen abweichende Bitte sich hier in meiner Wohnung versammelten, sehr geehrte Herren, so habe ich Ihnen doppelt zu danken. Ich entzog Sie Ihren Geschäften, und Zeit ist Geld, auch beweisen Sie mir durch Ihr Erscheinen, daß Sie geneigt sind, meinen offenen Darlegungen Gehör zu schenken. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen Nachstehendes vortrage:

Als ich mein Studium, das zur Vorbereitung meiner Lebensexistenz notwendig war, begann, war mein Vater bereits gestorben und hatte mich völlig mittellos in der Welt zurückgelassen. Ich war in der Folge auf die Wohlthaten meines in Danzig lebenden Onkels angewiesen, der sehr große Mittel besaß, mich aber außerordentlich knapp hielt. Ich kam dadurch von vornherein in eine schiefe Lage; immer von Sorgen bedrückt, fand ich nicht die rechte

Freude an der Arbeit, und so zog sich denn das Studium ungewöhnlich lange hin.

Daß mich trotzdem die Hauptschuld trifft, wenn ich infolge dieser geringen Zuwendungen Verpflichtungen einging, stelle ich nicht in Abrede, aber, sehr geehrte Herren, man ist eben in einem gewissen Lebensalter kein Engel, vielmehr vorzugsweise ein fehlender Mensch, und überdies war ich der aller Berechnung nach zweifellose Erbe meines Onkels und hätte also später die Mittel gehabt, welche mich in den Stand setzen konnten, meine Verpflichtungen zu lösen. Ich bin nun aber von meinem Verwandten, der mir dadurch ein besonderes Geschenk gemacht zu haben glaubte, so gut wie enterbt, und mir ist dadurch die Möglichkeit genommen, meine Schulden gleich und in ganzer Höhe zu bezahlen. Dieselben belaufen sich ohne Zinsen bis heute auf elftausendfünfhundertundzweiundzwanzig Mark fünfzig Pfennig. Ich möchte nun die Bitte an Sie richten, daß Sie sich mit folgendem Arrangement einverstanden erklären:

Sie alle erhalten zunächst fünfzehn Prozent, nur einige meiner Gläubiger, die das Geld weniger leicht entbehren können, empfangen sofort das doppelte. Sobald ich in der Lage bin, werde ich abermals eine Rate abtragen, und so fort, bis alles

getilgt ist. Wer Zinsen verlangt, dem werde ich auch diese nachträglich vergüten und bitte um Mitteilung.

Ich bemerke, daß die in diesen Räumen befindliche Einrichtung nicht mir, sondern einer mir befreundeten Persönlichkeit gehört, daß also Pfandlegung darauf ohne Erfolg sein würde. Darf ich nun bitten, daß Sie sich über die Stellung äußern, die Sie zu meinem Antrag einnehmen, respektive mir mit ja oder nein antworten?

Ich habe eine alphabetische Liste ausgefertigt und werde mir gestatten, Ihre Namen aufzurufen."

Kranach war indessen zum Vorlesen gar nicht gelangt, wohl aber hatte sich nach Schluß seiner Rede ein gewaltiger Tumult erhoben. Stimmen gingen wirr durcheinander, und heftig hervorgestoßene Redensarten, deren Urheber in dem Wirrwarr nicht erkennbar, trafen Kranachs Ohr.

„Testament vorlesen! Wir wollen alles verteilt wissen, was geerbt ist." — „Nein, darauf lasse ich mich nicht ein!" — „Ich verlange mein ganzes Geld gleich!" — „Das wäre noch schöner: fünfzehn Prozent und das Nachsehen für den Rest!" — „Erst pumpen und den Herrn spielen und nachher betteln gehen!"

Nach einer Beratung der Gläubiger unter sich

hatte einer den Vorschlag gemacht, sofort gerichtlich auf die Erbschaft Beschlag zu legen, eine Person als Vertrauensmann zu wählen, welche die sich ergebende Summe ohne Bevorzugung verteile, vor Verlassen der Wohnung aber Doktor Kranach zu warnen, sein Erbteil in der Zwischenzeit nicht irgendwie anzugreifen.

„Der Mann muß doch leben, bis er Praxis hat und was verdienen kann. Wenn Sie ihm das Geld alles wegnehmen — dreitausend Mark sind es bloß — schneiden Sie ihm ja die Beine zum Gehen ab. Ist ja Unsinn!" hatte die Waschfrau Minna Triller energisch dazwischen gerufen. Aber „Frauenzimmer halten den ungewaschenen Mund!" war dagegen ertönt.

„Auch das gewaschene Maul!" hatte ein roher Witzling hineingeworfen, und nach Lachen, Pfeifen und Schreien war Kranach aufgefordert worden, das Testament vorzulesen.

Nachdem er diesem Ansuchen, blaß vor Erregung, und mühsam die Stimme dämpfend, Genüge gethan, hatte er auf die ausdrückliche Bestimmung hingewiesen, daß ein Teil für Instrumente reserviert werden, und ein Teil seinem Lebensunterhalt dienen solle, daß also nach dem Wortlaut des Testaments die Erbschaft seinen Gläubigern gerichtlich gar nicht

werde zugesprochen werden können, wenn er nicht selbst den bereits zum Ausdruck gebrachten guten Willen dazu an den Tag lege. Aber dadurch hatte er dem Faß völlig den Boden ausgeschlagen.

„Das wird sich finden“ rief der Rädelsführer, ein Zigarrenhändler, der durch die Anwesenheit mehrerer Konkurrenten in eine besonders boshafte Stimmung geraten war. „Wir legen Beschlag auf alles, auch auf die Möbel. Und nun, meine Herren, schlage ich vor, daß wir uns nebenan bei Grützner im Bierlokal versammeln und weiter beraten!“

Eine Veranlassung zu haben, sich ein Morgenräuschchen anzutrinken, war für die meisten gar verlockend, und so hatten denn Gevatter Bäcker, Schneider und Schuster die Gartenwohnung verlassen. Vielleicht fanden sich einige darunter, die geneigt waren, Kranach Gehör zu schenken, aber da die Andersdenkenden in der Überzahl waren, sagte ihnen ihre Einsicht, daß gesonderte Abmachungen doch hinfällig sein würden, und so gingen auch sie.

„Ganz verkehrt haben Sie es angefangen, Herr Doktor,“ begann nach Fortgang der Gläubiger Minna Triller und trocknete sich mit ihrer Schürze die Thränen der Erregung. „Nehmen Sie es mir nicht übel. Zu jedem einzelnen mußten Sie hin-

gehen und mit ihm sprechen und was abbezahlen. Von ihrer Enterbung mußten Sie gar nicht reden. So'n Volk will sich lieber vertrösten lassen, als die Wahrheit hören. Und wenn Sie jetzt den Mund man recht voll genommen, von Testament und Erbschaft gar nichts gesagt und versichert hätten, im nächsten Jahr kriegten sie den Rest, und keiner sollte nich bevorzugt werden, und Sie wollten gleich heute was bezahlen, denn so wäre es ganz anders gekommen. Nu sprechen Sie aber von Erbschaft, und da dachten sie, Sie wollten bloß nicht bezahlen, und Sie könnten es ganz gut. Ne, ne, Herr Doktor, mit die Offenherzigkeit, da kommt man nicht weit mit. Meine selige Tante sagte immer und lachte: ‚Die Welt will betrogen werden, in dem Punkt steht sie 'mal auf ihr Recht. Da kann man thun, was man will.'"

Kranach hörte Minna Trillers Weisheit und bewegte schwermütig den Kopf. Sie mochte recht haben, die alte, gute Frau, aber er konnte eben nicht Komödie spielen. In allem, im Leichtsinn wie im Guten, kam er nicht über seine Natur fort.

Nachdem Minna Triller gegangen, war Kranachs erster Gedanke, auf welche Weise er Frau Ilse ihre Möbel würde retten können. Der einfachste Weg war, sie baldmöglichst aufzupacken und hinüber zu schaffen.

Aber um eine falsche Deutung zu verhindern, beschloß Kranach, an Ilse zu schreiben und sich erst nach leihweiser Beschaffung anderer Möbel umzusehen. Es würde freilich nötig sein, dem Vermieter die Verhältnisse darzulegen, damit er sein Eigentum sichere, und das war peinlich. Aber es blieb kein anderer Weg, sofern Kranach nicht das Gartenhaus überhaupt verlassen und sich eine eingerichtete Wohnung suchen wollte, wozu er sich nicht zu entschließen vermochte.

Während Kranach nachsann, auch ihm allerlei Pläne durch den Kopf jagten, wie er sich aus seiner Zwangslage befreien könne, kam Cellini durch den Garten geschritten und öffnete, ein „Herein" kaum erwartend, die Thür. Da Kranach nach der Unterredung mit Beatrice fest entschlossen war, mit dem Mann jeglichen Verkehr abzubrechen, empfing er ihn äußerst gemessen und erwiderte auf seine freundlich unterwürfige Frage, ob er auch nicht störe:

„Allerdings, mein Herr. Aber da Sie gerade hier sind, und ich Ihnen nach Rücksprache mit Ihrem Fräulein Tochter meine Entscheidung mitzuteilen versprach, kann es ja gleich hier geschehen. Ich bitte, gefälligst Platz zu nehmen und mich anzuhören. Fräulein Beatrice hat mir mitgeteilt, was zwischen Ihnen vorgegangen; sie ist zu dem Ent-

schluß gelangt, Ihr Haus zu verlassen und sich auf eigene Füße zu stellen. Sollte es geschehen, so werde ich in jeder Weise versuchen, ihr als guter Freund zur Seite zu stehen. Was meine Person betrifft, so bin ich außer stande, Ihnen unbefangen gegenüber zu treten, und bitte deshalb, von einem Verkehr mit mir abzusehen. Die Eröffnungen Ihrer Fräulein Tochter beweisen, — entschuldigen Sie meine Offenheit, — daß Sie sich nicht im geringsten zu beherrschen verstehen; und ein Mann, der sein Kind in solcher Weise thätlich mißhandelt, er mag noch so viele Entlastungs- und Entschuldigungsgründe vorbringen, hat in meinen Augen den Anspruch auf Nachsicht verwirkt."

Cellini wollte anfänglich aufbrausen, besann sich aber und sagte, sein unheimlich kluges Auge auf Kranach richtend, mit hochmütiger Herablassung:

„Soll ich Ihnen was sagen, Herr Kranach? Sie sind ein unpraktischer Idealist und werden es — denken Sie an meine Worte — noch bereuen, die Welt verbessern zu wollen. Wenn Sie klug wären, — Sie sind nicht klug, Sie kommen mir vor wie ein Kind, — würden Sie sich sagen: Jeder hat Fehler, und jeder hat seine guten Seiten, auch Cäsar Cellini. Rechne mit seinen guten Eigenschaften, benutze ihn, da er Dir Freundschaft und Hülfe an-

geboten. Stoße ihn nicht vor den Kopf. Und ferner: Stelle Dich nicht zwischen Vater und Tochter, muß es aber sein, so rate zur Versöhnung und zum Frieden; damit zeigst Du, daß Du ihr wirkliches Wohl willst! Sie aber werden ihr so zugeraten haben, daß sich die Hirngespinnste von Fortgehen und Alleinwohnen in ihr festsetzten, und werden sie erst recht unglücklich machen, während sie jetzt nur zu leiden hat von der Heftigkeit ihres Vaters, der es aber doch besser mit ihr meint als irgend jemand auf der Welt.

Ich habe eben draußen gehört, daß Sie Ihre Gläubiger versammelt und ihnen fünfzehn Prozent geboten, auch mitgeteilt haben, daß Sie von Ihrem Verwandten enterbt worden sind. Die Leute wollen sich auf nichts einlassen; sie werden Ihnen alles nehmen und, was das schlimmste, auch Ihren Ruf, den Sie brauchen, nun, da Sie mit Ihrer Praxis beginnen wollen. Erlauben Sie mir eine Frage: Wie wollen Sie sich helfen, wenn alles fehlschlägt? Sie werden noch kommen und bitten, wo Sie jetzt hochmütig abwehren! Verlassen Sie sich auf mich; ich kenne das Leben und weiß, wie sich die Gedanken verändern, wenn der Hunger an die Thür pocht.

Wenn ich mich vor Ihnen gedemütigt habe wie

vor keinem Menschen, folgte ich meiner Sympathie und dem Schwur, den ich im stillen meiner Tochter geleistet hatte. Aber mich Ihnen aufzudrängen, kann mir nicht beifallen. Wer nur sucht die Splitter in anderer Augen und nicht sieht den Balken in den eigenen, dem ist nicht zu helfen. Nichts für ungut. Empfehle mich Ihnen, mein Herr."

„Gott sei Dank, so bin ich wenigstens den unsympathischen Menschen los!" murmelte Kranach. „Das ist schon ein Gewinn! Nun den Brief an Ilse, und dann zu Krimm, um seinen Rat einzuholen."

*

Nach diesen Ereignissen waren vier Wochen verflossen. In der Villa saß abends Frau La Croix mit ihren Töchtern und sprach über ihre Pläne für die Zukunft. Die Familie mußte die Wohnung aufgeben; der Geheimrat hatte sehr wenig Vermögen hinterlassen, und so war Einschränkung nach allen Seiten geboten. Ines ging sogar mit dem Gedanken um, eine Stellung anzunehmen, und in solchem Fall lag der Gedanke nahe, daß die Mutter zu dem jungen Paar ins Haus zog. Aber die Vermählung war schon wegen des Trauerfalls hinausgeschoben, und überdies drängte Krimm auch nicht. Diese Thatsache war allen bereits aufge-

fallen, aber in der Hoffnung, daß nur der Schein spreche, hatte keine der Damen sich bisher über den peinlich wirkenden Eindruck geäußert. Die einzige, die völlig klar sah, war Marianne; sie wußte, durch ihr Mißtrauen verstärkt, was in Leopold vorging; er schwankte, und dieses Schwanken war auf ihr Leiden zurückzuführen.

Das junge Mädchen war kaum wieder zu erkennen, sie litt um so mehr, da sie sich bisher nicht auszusprechen gewagt hatte. Scheu, Scham und Liebe hielten sie ab, sich und Leopold den ihrigen preiszugeben. Und doch vermochte sie dieses Schweigen kaum mehr zu ertragen, ja, schon war ihr der Gedanke gekommen, mit ihrer Mutter zu überlegen, ob sie Krimm nicht zuvorkommen und ihn freigeben solle. Aber, wenn sie zu einer Rede hatte anheben wollen, war's ihr zehrend über das Herz gelaufen. Sie liebte Krimm, und eine Aufhebung der Verlobung hieß zugleich, ihrer Familie die Annehmlichkeiten und Vorteile entziehen, die Krimm dieser zuwenden konnte.

„Was hat denn Leopold wohl eigentlich immer so viel zu thun?“ hub Ines an, ließ zerstreut die Arbeit fallen und guckte über den Tisch fort und dann zu ihrer Schwester hinüber. „Es ist schon der dritte Abend, daß er nicht kommt.“

Auch die alte Dame erhob das Haupt, und ein fragend beistimmender Ausdruck trat in ihre Mienen. Aber statt zu antworten, ließ Marianne plötzlich den Kopf sinken, schüttelte sich wie von einem Fieber gepackt, griff sich ans Herz und brach dann in dasselbe Lachen aus, vor dem Krimm sich an jenem Abend so entsetzt hatte. Die beiden Frauen fuhren erschreckt zusammen, und Ines sprang mitleidig empor und suchte ihre von Qual und Angst ergriffene Schwester zu beruhigen. Nach einer Weile gelang es, sie zu besänftigen, aber als Ines arglos auf ihre Worte zurückkam und bedauernd fragte, ob Marianne durch sie so erschreckt worden sei, ließ letztere abermals das Haupt sinken und flüsterte thränenüberströmt:

„Ach, das ist es ja, was mich fast wahnsinnig macht. Keine Arbeit hält ihn ab; er will nur nicht kommen, er leitet auf diese Weise den Anfang von dem Ende ein, das unausbleiblich ist: Auflösung unserer Verlobung! Er fürchtet dieses schreckliche, unnatürliche Lachen, das er in Zusammenhang bringt mit einem tieferen Leiden. Leopold ist ein Mensch, der ungetrübte Verhältnisse braucht; wo ihm etwas Unbequemes entgegentritt, weicht er aus. Eine solche Last sein Leben lang zu tragen, vermag er nicht. Er ist wie die meisten Männer — vielleicht nicht

schlechter, aber auch nicht besser. Und ich würde mich ja fügen und ihm zuvorkommen, aber dann denke ich an euch und hoffe auch noch, daß ich mich täusche, daß nur mein Mißtrauen spricht, daß alles sich noch zum Guten wenden könnte. Freilich, immer mehr schwindet mein Hoffen. Er wird schon kälter, weicht mir aus, giebt vor, wenn ich seine Zärtlichkeiten vermisse, daß er nicht wohl sei; wenn er fortbleibt, daß ihn dringende Arbeiten abhalten. Von der Hochzeit wage ich gar nicht zu sprechen, ich habe genug von dem einenmal, wo ich die Zukunft berührte."

Mit tiefem Kummer hatten die beiden Frauen Marianne zugehört, und nun, nachdem sie gesprochen, fiel auch von ihren Augen der Schleier, wenn schon sie die tief Bedrückte zu trösten und ihr das Mißtrauen gegen Leopold auszureden suchten.

„Du müßtest einmal mit Doktor Kranach im Vertrauen zu reden suchen," hub Ines an. „Ich glaube, er wird Dir die Wahrheit sagen, und Du kannst Dich auf seine Diskretion verlassen."

„Daran habe ich auch schon gedacht," gab Marianne zurück. „Und doch — doch — gerade mit ihm zu sprechen über diesen Punkt, ist mehr als peinlich. Ich kann euch das nicht erklären, ich —"

Ines forschte in ihrer Schwester Mienen und glaubte zu verstehen. Aber dennoch drang sie in Marianne, und auch die Mutter, eine Frau, die mit besonnener Frauenwürde einen großen Stolz verband, schloß sich Ines an.

„Stehen die Dinge wirklich so, ich kann es nicht beurteilen, dann wäre es allerdings ratsam, Du kämest Krimm zuvor, meine liebe Marianne. Jedenfalls ist Klarheit besser als dieser Zustand, der Dich immer nervöser macht und Deine Gesundheit untergräbt. Gieb Dich keinen Sorgen für uns hin. Wir können alle bescheiden leben und werden uns im Schmerz um so enger aneinander schließen."

Diese Worte machten Marianne so weich, daß sie sich erhob und ihre Mama lange und zärtlich umarmte.

„Du bist so gut, so tapfer und vornehm in Deinen Gesinnungen, meine liebe, teure Mama," flüsterte sie. „Stehe mir auch ferner bei. Wenn Ihr wüßtet, wie es in mir aussieht, — ich habe immer nur Todesgedanken, das Leben ist mir wie ausgelöscht — diese Lüge zwischen mir und Krimm drückt mir die letzte Lebenskraft ab."

Bevor die Damen an diesem Abend zur Ruhe gingen, sah Ines in die Zeitung, und eine Anzeige die sie in der Beilage fand, erregte ihre Aufmerk-

samkeit in hohem Grade. Sie lautete: Eine junge, gebildete, alleinlebende Dame (unverheiratet) sucht ein junges Mädchen als Gesellschafterin. Bedingung ist Liebenswürdigkeit und ein heiteres Gemüt.

„Hört, Kinder, das wäre was für mich!“ rief Ines, nachdem sie vorgelesen. Gleich morgen werde ich schreiben. Da hätte ich mich schon versorgt, wenn —“

Sie brach ab, sie fühlte, daß dieses Vorgreifen Marianne peinlich berühren müßte, und fügte, sich klug verbessernd, hinzu: „wenn Du Deinen Leopold heiratest.“

*

Um dieselbe Zeit saß Kranach, der, um jedem Vorwurf zu begegnen, inzwischen seinen Gläubigern zuvorgekommen war, ihnen sein ganzes Erbteil übergeben und Gutscheine über den Rest ausgestellt hatte, fast verzweifelt in seinem Gartenhäuschen. Er wußte nicht, wie er den nächsten Tag existieren sollte, und neben der furchtbaren Lebensnot, der Sorge um die Zukunft und der sich seiner immer wieder bemächtigenden Zweifel, ob er richtig gehandelt habe, ob er seine aussichtslose Lage nicht hätte vermeiden können, quälten ihn noch andere schwerwiegende Dinge. Auch mit Bulton, dem er unumwunden das Unmoralische und Empörende

seiner Handlungsweise vorgehalten, war er inzwischen auseinander gekommen.

„Und weshalb hast Du Dir die Menschen zu Feinden gemacht? Weshalb kennt Dich keine Ilse, kein Bulton, kein Cellini mehr? Weil Du die Wahrheit sprachst, weil Du nach Deiner Überzeugung handeltest! — Wahrheit ist ein Hund, sie muß ins Loch, muß sich hinauspeitschen lassen, während Lady Petze sich am Feuer wärmen darf und ihren eklen Geruch verbreitet! Ja, ja, das ist die alte Weisheit, sie gilt heute noch und wird gelten für alle Zeiten!" murmelte er.

Hin und wieder hatte sich Kranach durch kleine Erfolge wieder etwas aufgerichtet. Ein wohlhabender Tischler hatte ihn als Hausarzt angenommen, eine alte, nervöse Dame mußte er täglich besuchen, und auch Minna Triller hatte ihm, wie sie sich ausdrückte, einige Kundschaft verschafft. Es war doch ein Anfang, und mit diesem hatte nach dem Wortlaut der Bibel auch der Schöpfer bei Erschaffung der Erde begonnen. Um Kranachs Mundwinkel legte sich ein leiser Spott, aber auch ein Ausdruck von Willensstärke trat bei dieser letzten Überlegung in seine Züge. In diesem Augenblick kam draußen plötzlich ein starker, mit Regen vermischter Wind auf, und fast zu gleicher Zeit ward

die Thür geöffnet, und vor Kranachs Blicken erschien Frau Bulton.

„Wie, Sie in so später Nacht!“ rief Kranach erstaunt emporspringend und geleitete die todesbleiche Frau mit dem Irrsinn im Auge an einen Stuhl. „Hat's etwas Schlimmes mit Ihrem Mann gegeben? Bitte sprechen Sie! Oder nein, erholen Sie sich erst.“

Der Mann eilte an seinen Schrank, holte Eau de Cologne herbei und füllte aus seiner letzten Flasche ein Glas mit Wein, das er der halb Ohnmächtigen, nachdem er ihr die Stirn gerieben, einflößte. Erst allmählich kehrten ihr Bewußtsein und die Farben auf ihre Wangen zurück.

„Hier,“ sagte sie tonlos und zog einen Brief aus der Tasche. „Bulton ist fort, und damit ist das Langgefürchtete zur Wirklichkeit geworden. Nun hat er erreicht, was er wollte; arm, verlassen, vernichtet stehe ich da, und wären meine Kinder nicht, ich gäbe mir den Tod.“

Es klang erschütternd, wie die Frau die Worte sprach.

Die Hexen Qual, Lebensjammer und Erdennot regten ihre Schwingen und zogen durchs Gemach. Kranach fühlte ihr Dasein, und ein furchtbarer Druck legte sich auf sein Gemüt.

„Er hat Sie verlassen, der Schurke!? Und diesen Teufel in Menschengestalt habe ich einst meinen Freund genannt!“ rief Kranach. Ein solche Empörung hatte ihn ergriffen, daß seine Hände zitterten, während er den Brief las:

‚Ich kann nicht bei Dir bleiben! Es klingt furchtbar, aber was mich einst zu Dir zog, ist erloschen. Gleichgültigkeit, die niedrigste Magd und doch die schrecklichste Herrscherin, ist bei mir eingezogen. So lasse mich, ehe der bisherige kalte Friede sich in die Brandfackel ewigen Zwistes verwandelt. Für Deine und der Kinder Existenz sorge ich; in monatlichen Raten werde ich Dir ein reichliches Jahreseinkommen zugehen lassen. Schilt mich nicht, verabscheue mich nicht, sage nicht, ich sei nur meinem Egoismus, meinem Hang zum Wohlleben gefolgt. Es ist etwas anderes, das ich in Deiner Nähe entbehrte, vergeblich suchte und bei einer andern nun gefunden habe, und was mich zum Schaffen befähigen wird. Wenn Du mich je liebtest, versuche zu verzeihen; ich achte Dich um Deiner guten Eigenschaften willen höher, als ich auszusprechen vermag, und werfe keinen Stein auf Dich. Aber wie man Wasser und Feuer nicht verbinden kann, so vermag ich nicht ohne Nahrung für meinen Geist und meine Phantasie zu leben, und eben diese vermochtest Du

mir nicht zu bieten. Ich küsse die Kinder, lehre sie, wenn Du kannst, meinen Namen ohne Haß auszusprechen.'

Kranach zerknitterte das Schreiben in seiner Hand. „Schön gedrechselte Scheinworte eines Skribenten, eines Elenden," rief er, „jenes heuchlerische Komödiantentum, das nicht einmal den Mut hat, für seine Handlungen einzutreten und die Folgen zu tragen, vielmehr die Angelhaken nach milder Beurteilung auswirft und, schlechter als schlecht, sich beim Lesen befriedigt in die Brust wirft, doch eigentlich ein so gerechter Mensch zu sein! Lüge und Maske — nichts weiter! Seien Sie glücklich, nicht unglücklich, liebe Freundin, daß Sie seine Hand nicht mehr zu schütteln, seinen Mund nicht wieder zu berühren brauchen. Eine Judasseele, ein kalter, roher Egoist, ein Erbärmlicher —"

„O halten Sie ein," rief die Frau mit schwacher Stimme. „Bedenken Sie, daß wir uns einst liebten, daß er früher anders war, daß ihn die Besinnung verließ, daß er — wie Sie einst sagten — ein Kranker und in seinen Handlungen unzurechnungsfähig ist."

„Er **war** es!" betonte Kranach hart. „Nein, kein Mitleid mit diesem Elenden! Die Zuchtrute verdient er, und — ich weiß es — das Schicksal

wird ihn auch strafen. — Was gedenken Sie nun zu thun? Da Sie die Brosamen, die er Ihnen hinreicht, nicht annehmen werden, befinden Sie sich allerdings in einer schweren Lage, aber in keiner verzweifelten. Sie besitzen, wie Sie mir jüngst sagten, ein kleines Vermögen; Ihre Verwandten werden Sie nicht verlassen. Sie können auch arbeiten, sich Ihr Brot verdienen."

Die Frau wollte etwas erwidern, aber die Worte kamen nach dieser entschiedenen Sprache nicht über ihre Lippen.

Er fand es selbstverständlich, daß sie nichts von Bulton annahm, sie aber gedachte ihrer Kinder. Es waren und blieben die seinen wie die ihrigen, und solange die Scheidung nicht vollzogen war, konnte er sich noch eines besseren besinnen und zu ihr zurückkehren.

Aber sie, in der die Liebe, die alles hofft, glaubt und duldet, ihre Stimme erhob, wagte nicht, ihren Gedanken Ausdruck zu geben. Sie hatte erwartet, daß Kranach wie früher versöhnlich sprechen, ihr die Wege zu ihm ebnen, sie aus ihren schwankenden Empfindungen befreien werde. Er aber brach unerbittlich den Stab über Bulton; einen Teufel in Menschengestalt hatte er ihn genannt. Seltsam, plötzlich lehnte sich die Frau, die gekommen war

in finsterer Nacht, um sich Rat zu holen, gegen den Berater auf. Sie schob ihm andere, ihr unbekannte Gründe unter, sie war bereits entschlossen, ihn zwar anzuhören, aber doch ihrem eigenen Willen zu folgen. Sie wußte, Kranach würde nie anders urteilen, sie aber liebte trotz Schmerz und Qual den Mann ihrer einstigen Wahl, seine Bedeutung stieg, da eine Ilse von Elstern ihn ihrer wert hielt.

Als Kranach sie lange nach Mitternacht durch Wind und Wetter nach Hause geleitete, machte sie aus Scham und Scheu keine Einwendungen gegen das, was er ihr nochmals riet, aber sie war entschlossen, sich in einer nicht verletzenden Form seinem Einfluß zu entziehen.

Bevor Kranach an diesem Abend schlafen ging, überdachte er noch einmal alles Geschehene. Er erinnerte sich der Worte der Frau, mit denen sie für Bulton eingetreten war trotz des Entsetzlichen, das er ihr zugefügt hatte, und schüttelte finster den Kopf. In seinen Augen gab es Verbrechen, die selbst Liebe in Verachtung verwandeln mußten. Ein solches Verbrechen hatte Bulton begangen! Ilse war ein Weib, stand allein in der Welt und hatte nach der Lage der Dinge ein Anrecht auf mildere Beurteilung. Aber nein! Auch sie war

nicht besser, weil Frauenwürde und Scham sie verlassen hatten. Wie eine Dirne war sie mit dem Mann entflohen, ohne seine Scheidung abzuwarten. Kranachs Unmut und Empörung wurden verstärkt, weil Ilse ihm auf den rücksichtsvollen Inhalt seiner Zeilen wegen der Möbel in kältester Weise geantwortet hatte:

‚Da ich das Weinen ohnehin verlernt habe, werde ich auch keine Thränen vergießen, wenn die Ihnen überlassenen Möbel gepfändet werden. Gönnen Sie also Ihren Gläubigern das Vergnügen, oder verschenken Sie sie, ich will sie nicht, da ich nicht noch mehr an vergangene Zeiten, in denen ich an Menschen und Glück glaubte, erinnert werden mag.

Ilse von Elstern.‘

Als Kranach am Nachmittage des folgenden Tages seine Wohnung betrat, fand er zwei Briefe vor; in dem einen meldete sich Krimm für den Abend an, in dem andern bat Marianne La Croix, daß er sie ohne Krimms Wissen am nächsten Mittag besuchen möge.

Kranach bewegte leise den Kopf und ließ die Briefe langsam auf den Tisch fallen. Daß irgend etwas Bedeutsames und nichts Gutes vorlag, war klar, und unwillkürlich hob sich sein Angesicht empor, und er murmelte: „Weshalb mußt Du, unerbittliches

Schicksal, nun dort wieder die Herzen aufreißen und dem Schmerz und dem Kummer neuen hinzugesellen? Ist's zum Guten? Können wir es mit unseren blinden Augen nicht erkennen, oder unterliegst Du, wie so oft, der sich an Deine Ferse heftenden Zwillingsschwester Grausamkeit, ihr, die nicht rastet noch ruht, bis sie wieder vernichtet hat, was Deine Sendbotin Glück aufbaute."

Wenige Minuten später war Kranach auf der Straße. Unterwegs traf er Frau von Elsterns kleinen Burschen, erfuhr auf seine Frage, daß die gnädige Frau sich nach der Schweiz begeben habe und mehrere Monate fortbleiben werde, und nahm sodann den Weg zu Beatrice Cellini, die ihm gemeldet hatte, daß sie sich bei einer verwitweten Dame, der Frau eines früheren Bankbeamten, eingemietet habe.

Beatrice empfing ihn in einem hübschen kleinen Wohngemach; kräftig blühende Blumen standen im Fenster, nette Möbel waren ringsum verteilt, saubere Gardinen dämpften das helle Licht, das sich durch die Scheiben drängte und allen Gegenständen einen erhöhten Glanz verlieh.

„Ich bin erstaunt, daß Sie schon so bald Ihre Absicht ausgeführt haben, und nicht minder begierig, zu hören, wie sich Ihr Vater zu diesem außer-

ordentlichen Entschluß gestellt hat," hub Kranach nach den ersten Begrüßungsworten an.

„Ja, ich begreife Ihre Überraschung, Herr Doktor. Ich kann mir selbst noch nicht denken, daß alles Wahrheit ist," entgegnete Beatrice, und über ihre durch Kranachs Eintreten froh aufgeheiterte Miene flog ein tiefer Schatten. „Ich habe erzwungen, was mein fester Wille geworden, indem ich unter Zurücklassung eines Briefes an meinen Vater mich hierher begeben. Da ich ein eigenes Vermögen besitze, sich dies aber in dem Geschäft meines Vaters befindet, habe ich ihn durch einen Advokaten bitten lassen, es mir auszuzahlen, und im Fall der Weigerung auf die mir zur Seite stehenden Rechtsmittel hingewiesen. Übrigens ist sowohl mein Abschiedsbrief wie dieses Schreiben in der rücksichtsvollsten Form abgefaßt; ich habe die Bitte ausgesprochen, mir seine oft betonte Liebe dadurch an den Tag zu legen, daß er mich gewähren lasse. Ich wolle keinen Vorwurf erheben, nicht zurückkommen auf das Geschehene, aber ich sei außer stande, mich Ähnlichem wieder auszusetzen."

„Und welchen Erfolg erwarten Sie?"

Beatrice zuckte die Achseln.

„Mein Vater ist unberechenbar. Aber was kann mir geschehen? Ich bin mündig, und mein Ver-

mögen muß er mir herauszahlen. Diese Wohnung habe ich mir vorläufig ausgesucht. Die Dame, der sie gehört, ist mir seit Jahren bekannt; sie ist eine liebenswürdige, brave Frau, ich werde zugleich eine Stütze an ihr haben. Darf ich wissen, ob Sie inzwischen etwas von meinem Vater gehört haben, verehrter Herr Doktor?"

Kranach berichtete, aber als es eben geschehen, ward draußen geklopft, und Stimmen wurden auf dem Flur vernehmbar. Unmittelbar darauf erschien zu beider Überraschung Herr Cellini in der Thür.

Nun verließ Kranach, Beatrice die Hand drückend und steif das Haupt gegen den Vater neigend, die Wohnung.

*

„Na, sei bedankt, daß Du da bist," rief Krimm, der an diesem Abend, zufolge seiner Anmeldung in Kranachs Gartenwohnung trat, und streckte dem Freunde die Hand entgegen.

„Du schriebst mir ja, lieber Krimm," entgegnete Kranach, mit zuvorkommender Herzlichkeit im Ton. „Und eines Dankes bedarf es wahrlich nicht, da ich ohnehin immer abends zu Hause bin und zudem mich nur freuen kann, wenn ich Dir einen kleinen Dienst zu erweisen im stande bin."

„Ja, ja, mein alter Kranach. Du bist ein vor=

trefflicher Freund, und eben deshalb komme ich auch und wünsche Deinen Rat und Deine Ansicht einzuholen. Also, Lieber, erschrick nicht," fuhr Krimm fort, nachdem er die Pfeife, die ihm Kranach angeboten, abgelehnt hatte und von dem eingenommenen Sitz wieder emporgeschnellt war. „Ich muß die Verlobung mit Marianne La Croix aufheben. Seit Wochen kämpfe ich, verschwieg auch Dir bei unseren Begegnungen, was in mir vorging, weil Liebe und Rücksicht noch immer ihre Stimme in mir erhoben, aber ich bin jetzt am Ende! Es wird nichts! Wir würden uns beide grenzenlos unglücklich machen, ich fühle es; und mit offenen Augen denselben Weg zu gehen wie Bulton, heißt, sich freiwillig ins Feuer stürzen."

„Und weshalb willst Du die Verlobung rückgängig machen, Krimm?" fragte Kranach mit unnatürlicher Ruhe und sah den Freund nicht sehr ermunternd an.

„Nun ja, ich sagte es Dir ja schon, Kranach. Dieses fürchterliche Lachen, das sich im Gegensatz zu Deinen Voraussetzungen inzwischen mehrmals wiederholt hat, macht mich grausen. Meine Unbefangenheit hat sich verloren. Bin ich in des Mädchens Nähe, so stehe ich unter der qualvollen Furcht, daß sich die Ausbrüche erneuern werden, und ihr stummes, ausgewechseltes, schwermütiges Wesen verschärft meine

Unbehaglichkeit. Wenn ich bisher gedrängt ward, ihr Zärtlichkeiten zu erweisen, so scheue ich mich jetzt, sie zu berühren; meine Liebe ist verflogen, ich muß es bekennen, und so sehe ich nur Schmerz, Kummer und Unglück, wenn ich sie heirate."

Da Kranach nichts erwiderte, aber mit finsterer Miene dasaß und nicht einmal den Kopf erhob, regte sich in Krimm ein Gefühl von mit Reue über sein Sprechen vermischten Zweifeln.

Er wußte, wie er Kranachs Schweigen auszulegen hatte, und fand sich im höchsten Grade enttäuscht.

„Nun, Kranach? Du bist so stumm. Denkst Du nach? Was sagst Du zu meinem Entschluß?"

„Alles was wahrhaft lebt, lebt nur für andere, Krimm! Das ist meine Antwort. Du gingst doch auch Pflichten ein, als Du Marianne La Croix um ihr Jawort batest. Wenn Du nur an Annehmlichkeiten dachtest, hattest Du kein Recht, sie zu binden, sondern begingst einen großen Leichtsinn, ein schweres Unrecht."

Krimm, der heiter, gerecht, freigiebig und liebenswürdig war, wenn rings um ihn her die Sonne schien, und ihm nirgends Widerstand entgegengestellt wurde, verlor seine gute Natur, sobald sich ihm das

geringste in den Weg legte, oder jemand sich einen Tadel erlaubte.

Was Kranach hier in kurzen Sätzen von sich gegeben, war nicht nur eine scharfe Verurteilung seiner Denkungsart, sondern deckte seinen Charakter schonungslos auf. Er gab deshalb eine sehr gereizte Antwort.

„Laß nun einmal das langweilige Philosophieren, Kranach!“ gab er zurück. „Stelle Dich vielmehr auf meinen Standpunkt und wäge gerecht und vorurteilsfrei, wie Du im gleichen Falle handeln würdest. Könnte es Dir beifallen, eine Geisteskranke zu heiraten?“

„Sie ist nicht geisteskrank, aber sie kann es werden, wenn Du ihr den Stachel ins Herz drückst. Sie hat ein Leiden, wie fast alle Menschen eins besitzen. Weise Behandlung, Schonung und Zeit werden Heilung bewirken. Aufmunternder Trost, Äußerungen Deiner unveränderten Liebe, sanfte Zärtlichkeit sind die Medizin, die sicher wirkt. Aber statt diese Medikamente anzuwenden, lieber Freund, willst Du sie ihr entziehen. Gewiß stelle ich mich auf Deinen Standpunkt, ich begreife das Schwere, Unbequeme, aber, du lieber Gott, ist denn das Leben ein Weinhaus, geschaffen nur zu Lust und Freude?“

„Früher sprachst Du anders. Du glorifiziertest die Sorglosigkeit und den heiteren Lebensgenuß.

Seitdem Du oben in Danzig enttäuscht wurdest, bist Du wie ausgewechselt. Ein siegender, der Welt ein Schnippchen schlagender Humorist zog fort, ein moralisierender Misanthrop kehrte zurück."

„Du übertreibst, Krimm. Und wäge! Bist Du derselbe, der Du gewesen? Als alles Wasser hell und durchsichtig über funkelnde Kiesel glitt, warst Du auch ein singender Vogel, nun Du, wie ich, von des Lebens Not betroffen bist, liegt Bläße auf Deinen Backen, und in Deinem Innern ist's grau. Sorglosigkeit und heiterer Lebensgenuß? Gewiß! Aber immer kommen 'mal Zwischenetappen, da muß man sich mühen, um die verloren gegangene Göttin der Freude wieder einzuholen."

„Nun! Also! Um ans Ende zu kommen!" entgegnete Krimm, mit einem Anflug von Ungeduld im Ton. „Du verdammst also meinen Entschluß?"

„Ich halte ihn einfach für ausgeschlossen, Krimm, — ja für geradezu unehrenhaft —"

„Ich muß bitten, lieber Kranach, Deine Worte etwas im Zaun zu halten. Ich that nie etwas Unehrenhaftes und werde nie etwas thun."

Kranach zog die Mundwinkel, hielt aber an sich und antwortete nicht; doch das reizte Krimm erst

recht, und alle Besinnung verlierend, stieß er herausfordernd hervor:

„Du stellst Dich hin, als seist Du ein Gott! Ich denke, ein Mensch, der jahrelang vom Pump lebte, sogar seiner Waschfrau das sauer Verdiente abnahm —“

„Halt ein!“ rief Kranach und bebte am ganzen Körper. „Halt ein, damit nicht der letzte Faden zwischen uns reißt. Was ich that, war nicht recht, aber ich besaß auch weniger als der ärmste Stipendienstudent. Und dann: mein Onkel hatte mich wiederholt in meinem Beisein seinen alleinigen Erben genannt. Ich vertraute — und das war menschlich — seinen Worten. Jetzt büße ich; ja, ich nahm mir schon vor der Danziger Reise vor, das thörichte Leben gegen ein arbeitssames, geregeltes, einzutauschen. Deshalb suchte ich meinen Onkel auf. Und heute hungere ich, weil ich inzwischen alles hingab — ich weiß nicht, wie ich morgen leben soll —“

Aber Kranachs Worte verfingen nicht. Aus dem letzten Satz schloß Krimm in seiner gereizten Verblendung einen neuen Anspruch auf seinen Geldbeutel, und so stieß er denn heraus:

„Ja, ja, mein Tugendheld, zahlreich wie Brombeeren hattest Du immer Milderungsgründe für

Deine Handlungsweise, aber Deinen Vorteil behieltest Du doch weise im Auge —“

Aber Krimm kam nicht weiter. Gereizt durch eigene Sorge, Not und Qual, bedrückt durch die Verirrungen und den Kummer seiner Freunde, den er noch mitzutragen hatte, enttäuscht, überall nur denselben einseitigen Egoismus zu finden, und empört über Krimms herzlose Verkennung seiner Absichten, ergriff er wie rasend geworden einen ihm nahe stehenden Stuhl, stürzte vorwärts und rief, seine Hünengestalt emporreckend:

„Ich würde Dich zerschmettern, wenn ich Dich nicht einst geliebt hätte. Meine Meinung zu hören, kamst Du zu mir, und da ich sie ausspreche, frei und offenherzig, wie es sich für eine so tiefeingreifende Lebensfrage ziemt, schleuderst Du mir Schimpf und Beleidigung ins Gesicht. Und so wisse es denn: Gebrochen war mein Herz, als Du mir schriebst, Du habest Dich mit Marianne La Croix verlobt. Meiner ganzen Willenskraft bedurfte ich, meines ganzen Gerechtigkeitsgefühls, um nicht bitter gegen den zu werden, der mir mein Lebensglück vernichtet hatte. Und das machte mich — nicht zum Tugendhelden aber zu einem schwermütigen Menschen. Und doch, und dennoch triumphierte ich nicht, als Du mir eben erklärtest, Du wollest Dich von ihr lösen, nicht

an mich dachte ich, sondern nur an Dich und sie; an euer Glück, an Deine Ehre! Das ist mein Bekenntnis und meine Antwort auf Deine Beschimpfungen. Und nun geh! Du hast plötzlich Dein Inneres herausgekehrt. Du bist, wie Bulton, nichts anderes als ein krasser, wahrhafter Sittlichkeit barer Egoist und meiner Freundschaft nicht wert."

Nach diesen Worten machte Kranach eine souveräne Handbewegung, und Krimm, der bleich, bebend und atemlos vor Empörung zugehört, aber eben zur Erhärtung des völligen Bruches das alles eingesogen hatte, ohne des Mannes Redestrom zu unterbrechen, verließ mit vor Wut zusammengebissenen Zähnen die Wohnung des Erregten.

Lange saß Kranach nach Krimms Fortgang da, bewegungslos wie ein Steinbild. Dann plötzlich stürzten ihm wie einem Kinde die Thränen aus den Augen, und der große Kopf fiel auf die Brust herab. Seine Seele weinte, der bisherige Mensch bereute, der neue in ihm wies die Reue zurück. Langsam erhob er sich und griff nach einem Buch, und während er las, bewegte er langsam beipflichtend das Haupt:

‚Gemeinen Naturen erscheinen alle edlen, großmütigen Gefühle als unzweckmäßig, und deshalb zu allererst als unglaubwürdig; sie zwinkern mit den Augen, wenn sie dergleichen hören, und scheinen sagen

zu wollen: Es wird wohl irgend ein guter Vorteil dabei sein, man kann nicht durch alle Wände sehen! Sie sind argwöhnisch gegen den Edlen, als ob er den Vorteil auf Schleichwegen suchte. Werden sie von dem Gegenteil überzeugt, so gilt ihnen der Edle als ein Narr! Wie kann man sich darüber freuen, im Nachteil zu sein, oder wie kann man mit offenen Augen in Nachteil geraten? Es muß eine Krankheit der Vernunft sein! So denken sie und blicken geringschätzig dabei, wie sie die Freude gering schätzen, welche der Irrsinnige an seinen fixen Ideen hat. Die gemeine Natur ist dadurch ausgezeichnet, daß sie ihren Vorteil unverrückt im Auge behält, und daß dieses Denken, welchem Zweck und Vorteil selbst stärker als die stärksten Triebe in ihr sind, sich durch jene Triebe nicht zu unzweckmäßigen Handlungen verleiten läßt. Das ist ihre Weisheit und ihr Selbstgefühl!‘

„Ja, so ist es,“ murmelte Kranach, „aber besser fährt doch der Egoist in der Welt, und er ist dennoch der Weise. Nun werde ich noch hören, was die arme Marianne mir zu sagen hat, das heißt — wenn ich sie wirklich besuche. Kann ich ihr nützen? — Nein! Krimm ist entschlossen, das Bündnis zu lösen; ihr das zu gestehen, vermag ich nicht übers Herz zu bringen, die Thatsachen aber verschweigen,

heißt Komödie spielen. So ist denn mein Besuch ohne jeglichen Wert für sie! Ich kann mich als Vermittler nicht anbieten, da ich schon in meinen Bemühungen als solcher resultatlos gewesen bin. Auch meine Seele werde ich von neuem ohne Nutzen aufwühlen, wenn ich sie wieder sehe; nur wenn ich sie meide, vermag ich den Schmerz zu ertragen.

Ja," rief Kranach plötzlich, wie von einer Divination erfaßt, „auch sie werde ich ganz verlieren, wenn ich den Mann ihrer Wahl seines schillernden Gewandes entkleide. Und kann ich anders, wenn die Angelegenheit zur Erörterung gelangt? Nein, nein — ich habe genug! Wenn die Zeit kommt, wo sie mich wirklich braucht, — sie wird ja kommen, denn es ist mir fast Gewißheit, daß dieses Schurken Handlungsweise ihr Gemüt verfinstern wird, — dann werde ich da sein. Jetzt ist mein Kommen zwecklos, ja, schädlich."

So setzte sich denn Kranach nieder und schrieb:

‚Ich weiß, Fräulein Marianne, Sie wollen nicht den Arzt, sondern den Freund, er aber kann Ihnen jetzt nicht helfen. Glauben Sie es! Wenn Sie des Arztes bedürfen, — der Himmel verhüte, daß ein Unfall Sie trifft, — so rufen Sie, und es wird eilend kommen

Ihr Theodor Kranach.‘

*

Krimm war am folgenden Morgen früher als sonst aus dem Bett aufgestanden. Die Nacht über hatten ihn schwere Zweifel gequält und ihn noch nicht verlassen, als der helle Tag in seine Fenster drang. Zur besseren Besänftigung und Klärung seiner Entschlüsse machte er einen Spaziergang vor die Stadt, und als er nach zweistündiger Wanderung zurückkehrte, stand sein Entschluß fest, die Verlobung mit Marianne aufzuheben. Jeder Vorurteilsfreie und Unbefangene mußte — so hatte er seine Gedanken abgeschlossen — ihm beistimmen, wenn er erklärte, daß er das Mädchen, gleichviel aus welchen Gründen, doch nicht so liebe, wie es für eine Heirat erforderlich sei. Vorgethan und nachbedacht hatte manchem schon viel Leid gebracht, hieß das Sprichwort, und es hatte recht. Seine Braut litt an einer Krankheit, die ihm Angst und Grausen einflößte, die, Kranach mochte sagen, was er wollte, der Vorbote einer geistigen Störung war!

Als er in die Nähe der La Croixschen Villa gelangte, aber nicht in die Straße einbog, sondern, sie meidend, einen Weg über die Felder einschlug, sah er zu seiner Überraschung Ines vor sich hergehen und nun eben, vielleicht durch seine Schritte aufgescheucht, den Kopf nach ihm umwenden. Ein Ausweichen war nicht möglich; so trat denn Krimm,

der überdies nach der Gelegenheit ausgesehen hatte, sich der Schwester seiner Braut anzuvertrauen, um eine Bundesgenossin an ihr zu finden, ihr mit besonderer Herzlichkeit entgegen.

„Du hier, Leopold?“ fragte das Mädchen, und über ihre blassen Züge zog ein leichtes Rot. „Wolltest Du zu uns — zu Marianne?“

„N—ein — Ines. Ich habe einen Spaziergang unternommen, da ich die ganze Nacht nicht geschlafen habe, und hoffte, daß mich die frische Luft erquicken würde. — Auch Du bist früh heraus,“ — Krimm sah nach seiner Uhr — „es ist kaum zehn. Wohin gehst Du?“

„Ich — ich?“ — Ines stockte, dann sagte sie eilfertig, und offenbar die Wahrheit umgehend, „ich wollte etwas für Marianne besorgen.“

Krimm nickte zerstreut, und Ines sah ihn von der Seite an. Er sah bleich aus. Der sonstige siegreich fröhliche Ausdruck in seinen Zügen war verschwunden, die Backenknochen traten scharf hervor, und obgleich Krimm heute gleichfalls wie ein Mann der vornehmen Stände gekleidet war, machten sich doch auch in seiner äußeren Erscheinung einige Nachlässigkeiten bemerkbar. Der Schnurrbart war ungepflegt, die Beinkleider trugen Spuren von

Staub, und in seinen Händen hielt er verbrauchte Reithandschuhe.

Aber Ines störte das nicht, in ihren Augen war bisher alles, was sie von ihm gesehen, von besonderer Art gewesen; auch kleine Abweichungen gehörten zu ihm; sie sah ihn, wie er sich auch zeigte, immer mit günstigen Augen an. Sie ließ auch nichts von dem, was gegenwärtig Marianne und sie selbst in Aufregung hielt, merken, sondern sagte in einem weichen, guten Ton:

„Armer Leopold! Nicht geschlafen? Das thut mir sehr leid. Aber ich kann begreifen —“

Krimm wandte bei diesen Worten rasch seiner Schwägerin den Kopf zu, und da er dem teilnehmenden Ausdruck in ihrem Gesicht begegnete, überschlug er alle Zwischenstationen und sagte kurz und erregt:

„Höre, Ines, es erscheint wie ein Fingerzeig des Himmels, daß wir uns heute morgen begegnet sind. Ich möchte Dir etwas sagen, etwas, das mir das Herz fast abdrückt. Ich weiß, Du“ — dies Wort betonte Krimm — „wirst mich verstehen, mich nicht verdammen, meine liebe Ines —“

Eben hatten sie den Rand des Feldes erreicht und mußten nun entweder in die Stadt einbiegen oder den Weg durch den öffentlichen Park einschlagen. Während das Mädchen zögernd stillstand

und den letzten Worten Krimms lauschte, legte sich ein weicher Zug um ihren Mund, und in ihren Augen erschien ein Ausdruck sanft verhaltener Hingebung.

„Nein, ich werde Dich nie verdammen, was Du auch thust, Leopold. Das heißt mit einer Ausnahme," sagte sie dann und stockte zaudernd.

„Und die wäre, Ines?"

„Nein, sprich Du erst!" entschied das Mädchen nun mit entschlossener Miene. „Sag mir alles, was es auch ist, dann will ich antworten."

„Nun denn, ich kann Marianne nicht heiraten, Ines. Mein Antrag war übereilt; ich fühle, daß ich sie nicht genügend liebe, daß wir nie glücklich mit einander werden können."

Kaum hatte Krimm ausgesprochen, als Ines die Schritte hemmte, ihren elastischen Körper weit zurückbog und, gleichsam um sich von dem Eindruck des Gehörten zu befreien, mehrmals tief Atem holte.

„O, das ist entsetzlich, Leopold," stöhnte sie. „Und eben das fürchtete ich. — Die arme, arme Marianne!"

„Höre mir einmal zu, Ines," begann Krimm, während sie die schattigen Wege des Parks durchschritten, und ein Ausdruck tiefen Ernstes trat in

seine Züge. „Als ich damals durch den unbeabsichtigten Schneeballwurf in euer Haus kam, zog mich Marianne gleich außerordentlich an. Sie war eben mal anders als die anderen jungen Mädchen der Gesellschaft. Ihr offenes, unbefangenes Wesen, ihre eigenartige Schönheit und ihre Liebenswürdigkeit wirkten so auf mich, daß ich mir gleich sagte, ich möchte sie zu meiner Frau machen. Allerdings — wurde der Eindruck verwischt, als ich Dich sah. Du gefielst mir noch besser, und ich sagte Kranach schon damals, ich wisse nicht, welcher von euch ich den Vorzug geben solle. Ich befand mich — verzeih, Ines, daß ich Dir so offene Bekenntnisse mache, aber sie sind notwendig, damit Du wenigstens mich milder und gerechter beurteilst — in einem unerträglichen Zwiespalt, der noch verschärft wurde, als mich Mariannens eigentümliches, kurzes und zerstreutes Abbrechen in der Konversation stutzig machte. Auch Kranach war dies aufgefallen, und wir tauschten unsere Gedanken darüber aus. Endlich kam der Ball bei euch, ich führte Dich zu Tisch, aber gerade an diesem Tage fand ich, daß Du, bei aller fröhlichen Zuthunlichkeit, Dich doch mir gegenüber auf der Oberfläche bewegtest.

Ich kam aus Deinem ganzen Benehmen zu der Ansicht, daß ich Dir vielleicht nicht gleichgültig,

daß aber kein wärmeres Gefühl für mich in Dir sei. Marianne aber wurde gerade zum Schluß — wir sprachen wohl eine Stunde mit einander — so herzlich und hatte etwas so Hingebendes in ihrem Wesen, daß ich überzeugt war, ich dürfe nur fragen, und sie werde ja sagen. — In der Folge machte sich auch nichts Abweichendes an ihr bemerkbar, wir wurden immer vertrauter, da sie mir in jeder Weise an den Tag legte, daß sie sich meines Kommens freute, und während Du Dich fast schroff von mir zurückzogst, öffnete sie mir ihr reiches und liebenswürdiges Inneres. Ich war dann auch unbeschreiblich glücklich, als sie mir ihr Jawort gab, wurde aber grenzenlos unglücklich von dem ersten Tage an, als ich ihr entsetzliches Lachen hörte, ihre irrsinnigen Augen sah.

Anfänglich erkaltete mein Herz nicht, ich hoffte, daß die Anfälle sich nicht wiederholen würden, und ich that alles, um Marianne zu besänftigen. Nach dem wiederholten Anfall aber graufte mir, ich fühlte, daß ich mich ihr nicht mehr zu nähern vermochte, und von da an — erlosch allmählich meine Liebe, und nur kalte Überlegung trat bei mir ein. Kann man durch den bloßen Willen sich zur Liebe zwingen, kann man durch ihn Abscheu in Zärtlichkeit verwandeln? Ist es nicht, so furchtbar der Ent-

schluß ist, und so sehr es mich schmerzt, daß Marianne darunter leiden wird, das beste, das Verhältniß zu lösen?"

Krimm machte eine Pause, und als Ines nicht antwortete, schloß er: „Ich habe alles gesagt, liebe Ines, bitte, nun sprich Du."

Aber in des jungen Mädchens Angesicht sah er durchaus nicht das, was er erwartet hatte. Ihre Miene war düster, und etwas Kaltes lag in ihren Augen.

„Bevor ich Dir antworte, möchte ich eine Frage an Dich stellen," hub sie an. „Weshalb erzähltest Du mir, daß — Du — Interesse für mich empfunden? Du äußertest, daß ich Dich durch Erwähnung dieser Thatsache besser verstehen, Deinen Entschluß eher begreiflich finden würde, oder so ähnlich, — gleichviel — jedenfalls dem Sinne nach," fuhr sie fort, als Krimm eine Einwendung machte. „Ich aber finde durchaus keinen Zusammenhang darin — kein entlastendes Motiv."

Nach diesen Worten sah sie Krimm mit furchtloser Strenge an, und ihre fest zusammengepreßten Lippen verrieten, was in ihr vorging.

„Du bist sehr hart gegen mich, Ines," entgegnete Krimm, sich mühsam fassend. Halb Liebe zu ihr, halb Berechnung hatten ihn sprechen lassen, und

nun er sah, daß er sie zu leicht geschätzt, daß er den falschen Weg eingeschlagen, versteckte er seine erschrockene Enttäuschung unter einer wehmütigen Verstimmung.

Aber Ines folgte ihm auf diesem Wege nicht.

„Ich bin nicht hart," erwiderte sie, „ich wüßte nicht, wodurch ich Härte gezeigt. Ich wünsche Klarheit, um Dir die geforderte Antwort zu erteilen. Willst Du sie mir nicht geben, wohlan — ich sollte aber meinen, es müßte Dir, da Du den Wert einer milderen Auffassung von meiner Seite so sehr betontest, daran gelegen sein, mich aufzuklären, um so mehr, da der Gegenstand für mich sehr peinlicher Natur ist."

„Ich habe Dich also erzürnt, indem ich Dir erklärte, Du seist mir wert, Ines?"

Das Mädchen bewegte stolz abweisend den Kopf.

„Du drehst Dich jetzt — und verschlimmerst die Sache."

„Nun denn, so will ich reden," sagte Krimm dreist, suchte die Zipfelchen Logik, die ihm zu Gebote standen, rasch zusammen und that, um alles zu retten, einen waghalsigen Sprung. „Ich gestand Dir, daß ich Dich ebenso liebte wie Marianne, ich that's unter der Voraussetzung, nicht nur nicht von Dir mißverstanden zu werden, sondern zugleich in

der Überzeugung, daß Du daraus die übrigen Schlüsse ziehen würdest. Also in dem Maße, als ich sah, daß ich mich über meine Empfindungen bezüglich Mariannes getäuscht hatte, wuchs die alte Liebe zu Dir, Ines! Dadurch wurde der Entschluß, den ich Dir vorgetragen, unabänderlicher, zwingender. — Verstehst Du mich jetzt?"

„Ja, Leopold; aber Offenheit gegen Offenheit! Nach meinem Gefühl durftest Du mit keiner Silbe gerade in diesem Gespräch Deine Neigung für mich durchblicken lassen. Du mußtest es ängstlich vermeiden — aus — Zartsinn gegen Marianne, aus vornehmer Empfindung und aus der Überlegung, daß Du mich dadurch nicht frei, sondern in meinem Urteil befangen machen würdest. Muß sich jetzt nicht, wenn ich als Dein Fürsprecher auftreten soll, die Furcht meiner Seele bemächtigen, mich beeinflusse das Wohlbehagen über Deine Rede? Sind wir nicht Menschen? Mag sein, daß Du mich liebtest und mich noch liebst, aber schon um den Schein zu vermeiden, daß Deine Worte mit Berechnung gewählt seien, mußtest Du darauf verzichten, es mir zu sagen. Ich glaube Dir auch nicht einmal, Leopold. Du stehst unter einer Fiktion. Du liebst weder Marianne noch mich — Du liebst nur —"

Krimm, der bleich vor Erregung zugehört, machte eine ungeduldig herrische Bewegung.

„Nun?“

„Nun ja, Du liebst nur — Dich.“

Aber nun raffte sich Krimm auf. Es galt, alles verlieren oder alles gewinnen. Er wollte unter allen Umständen jetzt als der Gerechte dastehen und öffnete deshalb alle Schubfächer seiner Kunst, um das Mädchen, dem über den Impulsen der Liebe und Leidenschaft die sittliche Denkungsart stand, zu überzeugen und für sich zu gewinnen. Redselig, stürmisch und beteuernd, sprach er auf sie ein, bemühte sich, seine Offenherzigkeit in das beste Licht zu stellen, indem er sich durch die Stärke seines Gefühls zu entschuldigen suchte, und ließ, indem er mit den Versicherungen seiner Neigung zu ihr nicht abließ, aber auch, um ihre Liebe dadurch anzufachen, schmerzhafte Klagen über deren Aussichtslosigkeit einflocht, alle Minen springen, um seinen Zweck zu erreichen.

Und wie fast immer die weicher gearteten Frauen erliegen, wenn die Männer ihre Eitelkeit und ihr Mitleid geschickt anzufachen verstehen, so geriet auch Ines' edle Natur ins Schwanken, und sie umhüllte sich, nur ihrem Herzen folgend, mit dem Nebel der Blindheit.

Nachdem sich Krimm von Ines getrennt hatte, nahm er den Eindruck mit, daß er nicht nur ihre Gesinnungen beeinflußt, ihr Herz gerührt und sich an ihr eine milde Beurteilerin gewonnen, sondern sie völlig umgestimmt hatte. Ines aber schritt nun rasch ihrem ursprünglichen Ziele zu. Sie wollte Kranach aufsuchen. Marianne hatte ihr seinen Brief gezeigt, und sie hatte sich selbst angeboten, ihn zu besuchen und auszufragen.

Als sie sich der Gartenwohnung näherte, hielt sie noch einmal inne und prüfte sich. Sie fühlte, sie unternahm diesen Schritt jetzt nur um ihrer selbst willen; sie wollte, indem sie Kranach sprechen ließ, für sich Klarheit gewinnen, ob Krimm sie wirklich liebe, seine Neigung zu ihr seine Entschlüsse beeinflußt habe. Sie schalt sich, daß sie in dieser ernsten Lage an sich dachte, aber indem sie sich schalt, betäubte sie sich durch die Erwägung, daß sie ja Marianne über ihren Besuch bei Kranach Rechenschaft schuldig sei. So nahm sie schließlich doch den Weg in die Gartenwohnung und klopfte, etwas scheu und zagend sich umschauend, an die Thür.

„Herein!“

Kranach, müde, bleich, abgezehrt, erhob sich aus seinem Lehnstuhl und trat ihr entgegen.

„Sie, mein Fräulein? Doch nichts Schlimmes? Keine Krankheit?“ fragte er besorgt und schob mit seinen ungelenken Bewegungen einen Stuhl herbei.

„Ja und nein, Herr Doktor. Ich komme infolge Ihres Schreibens, das meine Schwester, die allerdings Ihren Rat und Ihre Hülfe als Freund in Anspruch nehmen wollte, sehr traurig gestimmt hat. Ich bitte, klären Sie uns über Ihre Worte auf.“

Kranach war unschlüssig, was er antworten sollte. Da er eine Erörterung hatte vermeiden wollen, nun aber dazu gezwungen ward, wollte er wenigstens, daß Ines zuerst das Wort ergreifen sollte.

„Worüber, mein Fräulein, wünschte Ihr Fräulein Schwester meine Ansicht zu hören?“ hub er ausweichend an. „Ich bitte, lösen wir zunächst die Unklarheit.“

„Meine Schwester wollte Sie bitten, Krimm über seine Gesinnungen auszuforschen,“ entgegnete Ines zaudernd. „Sie ist von trüben Ahnungen erfüllt, daß sich etwas Schweres vorbereitet, und da sie niemandem so sehr vertraut wie Ihnen, auch niemand Leopold so nahe steht, so wagte sie in ihrer Bedrückung, Ihnen zu schreiben. Bitte, sagen Sie mir alles, was Sie wissen, Herr Doktor, ich werde es mit anderen Eindrücken, die ich selbst ge-

wonnen habe, meiner Schwester möglichst schonend mitteilen. Stehen Sie auch unter dem Eindruck, daß Leopold die Verlobung mit Marianne zurückgehen lassen will, und kennen Sie die Gründe?"

„Da Sie mich fragen, da Sie mir meine Ansicht trotz meiner Zurückhaltung abfordern — ja! Krimm will die Verlobung aufheben. Und die Gründe? Ich glaube an keinen von denen, die er anführt, ich kenne nur zwei: seinen Egoismus und seine Charakterlosigkeit, die bei dieser Gelegenheit sich in dem traurigsten Lichte zeigen. Sie werden fragen, wie es kommt, daß ich erst jetzt Einblick in sein innerstes Wesen gewonnen habe? Ich erwidere darauf, daß es Menschen giebt, die man nie kennen lernt, also ist es nicht zu verwundern, daß man einigen erst spät in Herz und Seele schaut. In sonnigen Tagen bewähren sie sich, tritt aber eine ernste Prüfung an sie heran, sind sie Schwächlinge und Feiglinge."

„Und für einen solchen halten Sie Krimm, Herr Doktor?" fragte das Mädchen, dem bei Kranachs Worten alle Farbe aus dem Gesicht gewichen war.

„Ja — für einen Elenden halte ich ihn! Wir sind auseinander fürs ganze Leben. Wir sind Todfeinde geworden."

Aber gerade an diesen letzten Worten richtete

sich Ines wieder auf. Sicher, aus Kranach sprach nur der Haß, er hatte seine Unbefangenheit verloren. Krimm war nicht schlecht, wenn er auch sein Ich liebte. Wer liebte es nicht? Und sich so über den einstigen Freund äußern, war schändlich! Aber noch eine Probe wollte Ines machen. Kranach hatte von verschiedenen Gründen gesprochen, die Krimm geltend gemacht, sie wollte sie hören, sie wollte sie mit dem, was Krimm ihr gesagt, vergleichen.

So nahm sie denn noch einmal das Wort:

„Sehr traurig ist, was Sie mir sagen, Herr Doktor. Ich bitte, vervollständigen Sie Ihre Güte und nennen Sie mir die Gründe, die Krimm für seinen Entschluß angegeben hat."

„Nein, ich bitte," entgegnete Kranach, „entbinden Sie mich von Weiterem, und glauben Sie mir, daß die Gründe für die Klärung der Sache ohne Wert sind."

Kranach gab aus Rücksicht gegen Marianne diese Antwort. Er wollte ihrem Leiden keine Bedeutung beilegen, er wußte, wenn gerade er es zur Sprache brächte, werde Marianne Nachteil daraus ziehen, sie werde glauben, daß man ihr Schlimmes vorenthalten habe. Er wollte eben, daß Ines ihr erklären sollte, es sei in seinen Augen gar kein stich-

haltiger Grund vorhanden, die Verlobung aufzuheben. Ines aber schloß aus seiner Ablehnung auf anderes, sie ward einerseits in ihrem Mißtrauen gegen Kranach verstärkt und nahm, weil sie es hoffte, andererseits an, daß sie selbst mit im Spiel sei.

„So leben Sie denn wohl, Herr Doktor. Ich will nicht ferner in Sie dringen," schloß sie das Gespräch. „Ich werde versuchen, mich der schweren Aufgabe in möglichst schonender Weise zu entledigen, und ich kann nur aufs tiefste bedauern, daß das eingetretene Zerwürfnis zwischen Ihnen und Krimm nun auch noch unsern Himmel verfinstert. Aber es scheint, als sei alles Glück plötzlich von uns gewichen. Nur Ernstes, Trauriges, das Gemüt Beschwerendes tritt neuerdings an uns heran. Adieu, nochmals meinen Dank, verzeihen Sie, daß ich Sie belästigt habe."

„Adieu, mein Fräulein! Sagen Sie, bitte, Ihrem Fräulein Schwester, daß ich mit ihr fühle wie ein Bruder und daß ich in diesem Sinne auch bereits für sie eintrat. Adieu! Adieu!"

*

Einige Stunden nach dieser Unterredung, während der Kranach mit einer für ein medizinisches Journal bestimmten Arbeit beschäftigt gewesen war, trat Minna Triller mit ihrem Waschkorb bei ihm

ein und sagte, Kranach betrachtend, mit der solchen Leuten eigenen plumpen, aber nicht schlecht gemeinten Offenherzigkeit:

„Nein, Gott, wie Herr Doktor aber elend aussehn thun! Schrecklich! Herr Doktor werden noch selbst krank. Überhaupt sind Herr Doktor Kranach gar nicht wiederzuerkennen.“

Dabei schüttelte sie mitleidig den Kopf und breitete die Wäsche, die sie mitgebracht, auf Tisch und Stühlen aus.

„An der einen Unterjacke habe ich ein paar Knöpfe angenäht und auch verschiedenes sonst ausgebessert,“ fuhr sie fort, als Kranach, nichts erwidernd, aber die Feder aus der Hand legend, in die Luft starrte.

Durch Minna Triller hatten sich seine glücklich abgelenkten Gedanken wieder der Wirklichkeit zugewandt, der nakten, sorgenvollen Wirklichkeit.

„Ja, nicht zu verwundern, kleine Kragentaube,“ sagte er mit einem Anflug seines alten, aber jetzt mit Bitterkeit vermischten Humors. „Ich kann nicht leben und nicht sterben, das ist fast das schlimmste.“

„Haben Herr Doktor wieder Sorgen? Haben Herr Doktor kein Geld?“

„Nein!“ rief Theodor Kranach, sich mühsam erhebend und schwermütig reckend, „gar kein Geld,

Minna. Ich wußte gestern schon nicht, wie ich leben sollte. Zufällig nahm ich neulich einiges von einem jüngst auf der Straße verunglückten Fremden ein, den ich in Behandlung genommen, sonst —"

„So — so," unterbrach Minna Triller mitleidig Kranachs Rede. „Das ist ja doch traurig, und wo soll es hinaus, Herr Doktor? Haben Herr Doktor denn niemand, der 'mal wieder beispringen könnte?"

„Nein, gute kleine Waschfrau, niemanden! Wenn ich mich umsehe, wen ich noch als Freund in der Welt besitze, so sind Sie fast die einzige. Sehen Sie, Minna, das allerschlimmste ist, daß ich mir keinen Tabak mehr anschaffen kann. Seitdem der ausgegangen, ist es ganz am Ende. Der Mensch hat einen Teufel in sich, der Gewohnheit heißt, und um ihn aus dem Felde zu schlagen, muß man neunundneunzig gute Göttinnen zu Hülfe rufen. Ja, kleine, fleißige Minna, es ist ein bestaubtes Metier, ein Mensch zu sein. Sie sehen es ja täglich an der Wäsche."

Minna Triller verstand nur halb, was der Doktor sprach, aber es genügte. Ihr gutes Herz hatte bereits laut gesprochen, und sie war entschlossen, Kranach zu helfen.

„Hören Sie 'mal zu, Herr Doktor. Ich meine

so: Ich habe mir ja ein bischen was gespart, ein paar tausend Mark in die langen Jahre. Die könnten Sie nehmen, bis Sie so viel Kundschaft hätten, daß Sie mir das allmählich zurückbezahlen könnten, oder sonst 'mal ein Glücksfall eintritt. Ich bin nicht bange um mein Geld, und die Zinsen — die Zinsen — na, ich schlag' mir schon durch, wenn ich sie nich hab.' Mein Sohn, den Sie so schön wieder in die Höhe gebracht haben, verdient ja gut und läßt mir auch nich im Stich. Cellini, was sein Herr ist, hat ja nun ein großes Geschäft gemacht mit das Grundstück von Frau von Elstern. Sie hat es ihm verkauft vor ihrer Reise, und er ist es meist alles schon wieder los. Wissen Sie, Herr Doktor, das Fräulein, seine Tochter, ist von ihm weg. Ich habe in diesen Tagen Wäsche bei sie abgeholt. Sie wohnt bei die Witwe Emmerich. Ich hörte es von meinem Sohn, der, unter uns gesagt, immer viel für sie über hat, aber sich natürlich nicht an ihr heran wagt. Schön ist sie ja auch nicht mit ihre große Nase, aber es soll ein sehr ordentliches Mädchen sein, die viel gelernt hat, und ein ausnehmend gutes Herz soll sie haben — ja, das soll sie. Aber ich bin ganz abgekommen von meine Frage. Was meinen Sie, Herr Doktor, wollen Sie das von mir annehmen? Sie können mir eine

Quittung geben, und was noch Rest ist von früher, schreiben Sie dazu."

Kranach wandte sich für Sekunden ab, er wollte die Rührung nicht zeigen, die ihn übermannt hatte. Da kam das gute kleine Geschöpf und bot ihm ihre Spargelder an, aber sie setzte sich nicht aufs hohe Pferd wie sonst die Gönner dieser Welt, sie bat ihn in ihrer Bescheidenheit, daß er sie nehmen möge.

„Kleine, gute, einzige Kragentaube," murmelte Theodor Kranach und strich mit seiner großen Hand über die alternden Wangen der Frau. „Ich darf ja nicht annehmen, was Sie mir bieten. Wenn ich nun sterbe, was dann?"

„Ach, an so was denken wir gar nicht, Herr Kranach. Wer will denn sterben, und noch dazu ein Doktor! Nein, nein, nehmen Sie es man ruhig, aber sagen Sie es nich meinem Sohn, obgleich er gewiß nichts dagegen hätte. Aber besser ist besser."

Durch die Fenster der Gartenwohnung drängten sich eben die Strahlen der Sonne, sie fielen auf die kleine Waschfrau und umleuchteten ihr gutes, ehrliches Angesicht.

*

Einige Wochen waren abermals nach dem Vorerzählten verstrichen. Herr Cäsar Cellini ging um die Spätnachmittagstunde mit großen Schritten und

tief nachdenklicher Miene in dem Privatzimmer seines Kontors auf und ab und suchte seine Gedanken in einen geordneten Zusammenhang zu bringen. Er war gewohnt, daß die Verhältnisse ihn in steter Aufregung erhielten, er brauchte sogar diese Anspannung seines Geistes, aber was neuerdings sein Inneres beschäftigt hatte und noch beschäftigte, war doch besonders eindrucksvoller Art.

An jenem Tage, an welchem er seine Tochter bei der Witwe Emmerich besucht, hatte sie nicht nur von neuem ihren unumstößlichen Willen bestätigt, fortan von ihm getrennt zu leben, sondern auch auf seine herrischen Einwendungen zur Sprache gebracht, was zwischen ihm und Doktor Kranach inzwischen geschehen war.

Sie hatte ihm vorgehalten, daß er, statt dessen Erklärungen ruhig entgegenzunehmen, sich zu ausfallenden Äußerungen hatte fortreißen lassen, und an diesem Beispiel bewiesen, daß zwar seine Absichten die besten sein möchten, sein hochmütiger Jähzorn aber doch immer wieder die Oberhand gewinne. So sei es denn für beide Teile und gerade um eines guten Einvernehmens willen notwendig, daß die bereits vollzogene Trennung bestehen bleibe, und sie bitte ihn, wie schon wiederholt, er möge ihr seine oft beteuerte Liebe dadurch an den Tag legen,

daß er nunmehr willfährig ihren Wünschen nachkomme.

„Immer dieser Doktor Kranach!“ hatte Cellini mit finsterer Miene herausgestoßen. „Ein bei näherem Einblick sich äußerst überhebender, moralisierender Habenichts! Was hast Du an dem Menschen? Wenn Du glaubst, daß er Dich heiraten wird, meine Gute, dann bist Du in einem großen Irrtum befangen. Er soll ja sogar der Frau von Elstern einen Korb gegeben haben. Nein, der Mensch denkt in seiner Selbstüberschätzung an ganz etwas anderes, natürlich, bis eines Tages seine Luftschlösser einfallen. Dann, dann wird er angelaufen kommen und schöne Worte geben.“

„Nein, niemals wird er das, Vater! Und heiraten? Ich habe bisher nicht einmal den Gedanken gehabt, daß er sich für mich in solcher Weise interessieren könnte.“

„Aber Du doch —!?“

Beatrice antwortete nicht.

„Siehst Du! Das habe ich mir gedacht. Nicht meine Person als solche hat Dich zu dem extravaganten Schritte getrieben, sondern die Erwägung, daß Du, ganz von mir abgelöst, ihn besser gewinnen könntest. Du schämst Dich Deines Vaters, weil er ein Jude ist.“

„Vater —“

„Ah, ich weiß, was ich weiß. Ich kenne die Herzen der Menschen —“

„Ja, Dein eigenes, und nach ihm beurteilst Du ohne Unterschied die übrige Welt. Aber es giebt auch Leute, die ihr Ich nicht immer ganz allein sprechen lassen, denen pflichtwidrige und berechnende Gedanken fern liegen.“

Nun gab Cellini keine Antwort. Er trommelte mit den Fingern an den Fensterscheiben, und ein verächtlich zischender Laut, den er zwischen den Zähnen hervorstieß, ließ deutlich erraten, wie er über seiner Tochter Erwiderung dachte.

„Und wann willst Du Deine eigene Wohnung beziehen?“ fragte er dann, auf das Wichtigste zurückgreifend und durch seine Worte bekundend, daß er sich in das Unabänderliche fügen wolle.

„Sobald ich mein Vermögen in Händen habe.“

„Was willst Du mit dem Gelde? Ich werde Dir monatlich die Zinsen schicken.“

„Nein, Vater, ich muß auf dem bestehen, was Dir mein Rechtsanwalt mitgeteilt hat.“

„Na, dann mach, was Du willst.“ Der Mann stieß die Worte mit verletzender Grobheit heraus.

„Siehst Du, Vater, nun sprachst Du schon wieder in einem zornigen Ton. Ich bitte Dich, sei

freundlich und gütig! Du sollst sehen, dann wird noch alles gut werden. Nicht Nachteile, sondern Vorteile werden uns beiden aus meinem Entschluß erwachsen."

Der Mann schüttelte seinen krausbehaarten, graumelierten Kopf, strich sich über den Bart, murmelte einige unzusammenhängende Worte und wandte sich der Thür zu. „Noch eins," begann er, noch einmal umkehrend, „Du willst eine junge Dame zu Dir nehmen? Da wirst Du Dir nur Unannehmlichkeiten zuziehen. Schließe Dich lieber einer Familie an."

„Ich habe schon entschieden und mich bereits mit einem Fräulein geeint. Ich will in keine Familie. Ich will unabhängig sein, da ich es kann."

Nun zuckte der Mann die Achseln, nickte kurz und — ging.

Die Erinnerung an diese Unterredung beschäftigte Herrn Cellini, aber viel mehr noch eine andere, die zwischen ihm und Frau Bulton stattgefunden. Nach ihres Mannes Fortgang hatte sie ihm geschrieben, daß sie ihn sprechen müsse, und als er ihrer Aufforderung gefolgt war, hatte sie ihm, zunächst wegen Aufgabe der Wohnung das Wort nehmend, auf seine eindringlichen Fragen ihre trostlose Lage rückhaltlos geschildert. Cellini, der bis-

her die Frau seines Mieters nur mit flüchtigen Augen gestreift hatte, war's plötzlich gewesen, als sei eine Binde von seinen Augen gefallen.

Er fand die junge Frau reizend, über alles begehrenswert, und sein Inneres war von Stund ab in eine solche Bewegung geraten, daß er keine Ruhe mehr fand. Der Gedanke, Therese Bulton zu heiraten, verließ ihn nicht.

Fortan war er täglich zu ihr gegangen, hatte sie getröstet und beruhigt, aber auch zur Erreichung seines Zweckes nicht unterlassen, sie mit dem Gedanken einer Trennung von ihrem Mann zu befreunden.

An dem heutigen Morgen war ein Brief von ihr eingetroffen, in welchem sie ihn gebeten hatte, sie wegen eines von Bulton eingegangenen Schreibens zu besuchen. Am Schluß hieß es:

‚Sie sind mir ein wirklicher, uneigennütziger Freund, ich fühle es, und werden mir das beste raten. Lassen Sie mich es hier auch einmal aussprechen, wie dankbar Ihnen ist

Ihre Sie hochverehrende

Therese Bulton.‘

Cellinis Gewissen hatte sich bei diesen Worten doch in sehr unbequemer Weise geregt. Sie vertraute ihm blindlings, und er dachte nur allein an

sich. Aber da durch den warmen Ton ihrer Zeilen seine Hoffnungen zugleich wieder Nahrung empfangen hatten, schwieg alle Vernunft. Er wollte, er konnte dieses schöne, blonde Geschöpf mit seinem süß lächelnden Munde und den weichen Gliedern nicht lassen! Selbst die Unbequemlichkeit, fremden Kindern Vater sein zu sollen, schreckte ihn nicht ab. Das würde sich finden; den Knaben mußte Bulton nehmen, und das Mädchen würde man später in eine Pension schicken.

Aber wie weit waren diese vorauseilenden Gedanken von der Wirklichkeit entfernt! Therese bekundete Interesse für ihn, doch zwischen einem solchen und Liebe lag ein weites, weites Feld. Zudem war er ihr an Jahren weit überlegen. Auf eins aber baute Cellini. Mit seinem scharfen Blick hatte er bereits herausgefunden, daß Frau Therese auf Geld einen großen Wert legte, daß überhaupt der Sinn für Besitz sehr stark in ihr ausgeprägt war.

Wo aber ein solcher sich fand, da konnte man stets mit Sicherheit anknüpfen. Wenn man ihm Nahrung zuführte, traten andere Leidenschaften zurück. In ruhigeren Stunden kam auch Cellinis eigentliche Natur mehr zum Durchbruch. Er konnte warten, wenn es sein mußte. Steter Tropfen höhlt den Stein. Rom ward nicht in einem Tage erbaut.

Auch er würde mit Geduld und Geschick sein Ziel schon erreichen!

Und das Gewissen, das ihm anfänglich geschlagen, war völlig eingeschläfert, als er nun um die Abendstunde seinen Weg in Frau Bultons Wohnung nahm. War's denn ein Unrecht, eine Frau zu lieben? Hatte er nicht ehrliche Absichten?

*

Frau Bulton hatte ihre Kinder ins Bett gebracht. In dem schmuck aufgeräumten Wohnzimmer war der Theetisch zierlich gedeckt, allerlei kleine Leckerbissen waren darauf verteilt, und eben setzte die Magd noch eine Flasche Wein auf den Tisch. Nun ertönte draußen die Glocke, und Herr Cellini, der eine weißseidene Krawatte angelegt hatte und in seinem schwarzen Rock und den tadellosen hellgrauen Beinkleidern einem Mann der vornehmen Gesellschaft glich, trat, einen herrlichen Strauß Blumen in der Hand, ins Gemach.

Auch Frau Therese hatte sich geschmückt; ihre zarte, aber der vollen Formen nicht entbehrende Figur umschloß ein seidenes Kleid in sanften Farben. Der schlanke, ebenmäßig gewölbte Hals lag frei, und zierliche Spitzen, die den Kleidausschnitt und die weiten, ihre runden, schneeigen Arme zur Geltung bringenden Ärmel in reicher Fülle umsäumten,

erhöhten den ahnungsvollen Reiz verborgener Schönheiten.

Mit ausgesuchter Höflichkeit beugte sich Cellini auf Theresens Hand herab, und als er ihr die Blumen überreichte, sagte er mit ehrlichem Freimut und zugleich mit liebenswürdiger Ehrerbietung im Ton:

„Ich bitte, nehmen Sie diese Rosen. Ich weiß, Sie lieben Blumen, und ich bin glücklich, wenn irgend etwas Sie, wenn auch nur für Augenblicke, heiter zu stimmen vermag.“

Frau Bulton gab Cellinis Blick mit dankbarer Wärme zurück, und man sah's in ihren Mienen, daß der Mann, der in so demütiger Ehrerbietung vor ihr stand, ihr Wohlgefallen erregte. Seit Jahren hatte sich niemand um sie bemüht, ja, sie kaum einmal beachtet. Therese Bulton hatte sich schon in die Rolle einer von der Welt Vergessenen gefunden; sie war da, um das Haus und die Kinder zu hüten, sonst gab's nichts für sie; sie glaubte nicht einmal mehr an ihre Schönheit, und eine Huldigung, wie sie ihr jetzt seit Wochen durch stumme Unterordnung entgegengebracht ward, erschien ihr wie ein märchenhaftes Geschenk.

Ihr Schmerz um Bulton war nicht erloschen, auch ihre Liebe für ihn nicht, aber der Schmerz hatte bereits einen andern Charakter angenommen,

er war weniger leidenschaftlich und ließ die Vernunft schon zur Geltung gelangen, und in ihre Liebe mischte sich gegenwärtig mehr Eifersucht, als ein sehnendes Gefühl.

Es schmeichelte ihr, daß dieser beschäftigte, reiche Mann ihr so viel Zeit und Aufmerksamkeit widmete, besonders aber ward sie angenehm berührt durch die zarte Form, in der er ihr begegnete.

Sie begriff nicht, daß man ihn roh, rücksichtslos und egoistisch schalt; ihr gegenüber war er warm, teilnehmend und aufopfernd.

Nach dem Abendessen, bei dem Frau Therese sich durch Cellinis wiederholtes Auffordern hatte hinreißen lassen, mehr Wein, als es sonst geschah, zu trinken, begaben sie sich in Bultons Arbeitszimmer. Hier standen in einer gemütlichen Ecke zwei Lehnsessel um einen kleinen Tisch gerückt, von der Zimmerdecke hing eine hellleuchtende Lampe herab, und Zigarren und ein bereits entzündetes Licht hatten neben einer kleinen, ihren heißen Duft verbreitenden, neusilbernen Kaffeekanne Platz gefunden.

Cellini fand diesen lauschigen Winkel so behaglich, und die fürsorgende Aufmerksamkeit der jungen Frau rührte ihn so sehr, daß er ihr Händchen ergriff und herausstieß:

„Wahrlich, man begreift nicht, daß ein Mann

freiwillig einen solchen Schatz von sich werfen konnte. Wie verstehen Sie, liebe gnädige Frau, es dem Gast gemütlich zu machen! Wie reizend ist es bei Ihnen! In der That, seit langen Jahren hat mich nicht ein solches stillglückliches Gefühl durchströmt. Durch Sie lerne ich erst den Wert einer Häuslichkeit schätzen. Mir war sie verwehrt mein Leben lang."

„Lebten Sie nicht glücklich mit Ihrer Frau?" fragte Therese, der bei seinen Worten eine feine Röte die Wangen gefärbt. Aber bevor er zu einer Erwiderung anheben konnte, reichte sie ihm mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit das Licht für seine Zigarre und verzögerte dann seine Antwort, indem sie, eine Entschuldigung aussprechend, die Hauptsache vergessen zu haben, sich an das Einschenken des Kaffees begab.

Cellini verschlang die Frau mit seinen Blicken. Etwas Holdseliges war über sie ausgegossen, als habe die Natur ein Wesen schaffen wollen, in dem sich die unschuldige Zartheit eines Mädchens mit der knospenden Fülle einer Frauengestalt vereinen solle.

„Nein," sagte er dann, ihrer Frage Antwort erteilend. „Nein, meine Frau war eine Verstandesnatur; lediglich mit ihrer Tochter war sie warm und zärtlich. Vielleicht liebte sie mich nicht, wie auch

meine Tochter Beatrice mich nicht liebt. Ich kann rauh, scheinbar gefühllos sein und lasse mich zu heftigen Äußerungen hinreißen. Ich bin erst so geworden, das Leben hat mich abstoßend gemacht. — — Ob es so ernster Art war, fragen Sie, meine gnädige Frau? Ja, allerdings; ich habe sehr Bitteres erfahren. Einem einzigen Menschen habe ich mich einmal anvertraut. Ihm eröffnete ich mein Herz, aber ich habe es tief bereut."

„Hatten sie ihn nicht vorher geprüft?"

„Ja, aber ich habe mich doch getäuscht. Übrigens, Sie kennen den Mann, er heißt Doktor Kranach."

Frau Therese horchte hoch auf und erblaßte. Aber wie so oft im Leben der Austausch über eine dritte, beiden Teilen bekannte Person, insbesondere wenn sich das Gefühl einer Gereiztheit hineinmischt, die Menschen näher bringt als jahrelanger Verkehr, so war es auch hier. Beider Zungen löſten sich. Frau Therese eröffnete sich Cellini, und er sich ihr, und nachdem dies geschehen, erachtete der Mann den rechten Augenblick für gekommen, um mit seinen geheimen Plänen hervorzutreten.

Zuerst bat er Frau Therese, ihm den Inhalt von Bultons Brief mitzuteilen, und sie ging in

ihrem Vertrauen so weit, daß sie ihm das Schreiben zum Lesen einhändigte.

Bulton ersuchte um eine bestimmte Erklärung wegen der Scheidung. Im Fall wollte er seiner Frau beide Kinder lassen und für ihren Unterhalt zeitlebens aufkommen. Weigere sie sich aber, so sei er außer stande, für sie und die Familie etwas zu thun, und müsse sie ihrem Schicksal überlassen. Diese Alternative zu stellen, erscheine hart und gefühllos, aber es gebe keine andere Wahl. Er vermöge solche Opfer nur zu bringen, wenn sie in seine Vorschläge willige, und er rate dazu, da er fest entschlossen sei, niemals zu ihr zurückzukehren.

„Nun? Und Sie sind noch im Zweifel?“ fragte Cellini in einem Ton, als ob dieses Schreiben ein Schwanken gar nicht mehr aufkommen lasse.

Therese ließ den Kopf sinken, aber sie weinte nicht wie sonst, sie sah nur düster sinnend vor sich hin.

„Was kann Ihnen bei der Sachlage Gutes erwachsen, wenn Sie nein sagen?“ fuhr Cellini fort. „Sie stehen einer absoluten Notwendigkeit gegenüber.“

„Ja, wenn die Verhältnisse anders lägen,“ entgegnete die Frau. „Wenn ich selbst auskömmliches Vermögen besäße! Aber von ihr — ihr — das Gnadenbrot empfangen, — von ihr, die ich hasse und verabscheue wie nichts auf der Welt!? Nein, nimmermehr!“

„Wer sagt Ihnen, daß die Frau das Geld giebt? Ihr Mann erklärt, für Sie sorgen zu wollen, er ist dazu ohnehin gesetzlich verpflichtet. Was wollen Sie sich darüber den Kopf zerbrechen?“

„Wie Sie reden, Herr Cellini! Es kann Ihre wahrhaftige Meinung nicht sein. Sie wissen sehr wohl, daß mein Mann nicht der Gebende sein wird; und daß mein Inneres sich dagegen auflehnt, von einer Frau von Elstern auch nur das Geringste anzunehmen, werden Sie mir gewiß nachfühlen.“

„So lösen Sie den Bund, und verzichten Sie auf die Ihnen gebotenen Subsidien.“

„Und wovon soll ich leben, da ich sehr wenig besitze?“

„Nun ja; aber wenn Sie sich weigern, ist die Situation dieselbe, und Sie sind unfrei in Ihren Handlungen,“

„Unfrei? Ich verstehe nicht —“

„Ich meine — ich meine — Sie können zum Beispiel nicht wieder heiraten.“

Cellini hatte den Satz mit einer gewissen rücksichtsvollen Betonung gesprochen, er wußte, daß er viel wagte, und wollte sich für den Fall den Rückzug decken.

Wirklich sah ihn die Frau mit wahrhaft erschrockenen Augen an, und ein „Heiraten? Heiraten? Ich? Niemals kann mir der Gedanke kommen, also

wie sollte ich diese Möglichkeit in den Kreis meiner Überlegungen ziehen?" ging über ihre Lippen.

„Nun, nun, meine liebe gnädige Frau," entgegnete Cellini mit liebenswürdiger Überlegenheit. „Denkbar wäre es doch — und auch — weise. Vergessen Sie nicht, was Sie Ihren Kindern schuldig sind! Und es giebt doch auch glückliche Ehen!"

„Ich kenne keine," erwiderte die Frau bitter. „Haben Sie mir nicht auch selbst gestanden, daß Sie mit Ihrer Frau nicht harmonierten? Also, wohin man sieht, nur Enttäuschungen!"

„In meiner Ehe war ich nicht glücklich, weil mich meine Frau schon bei meiner Werbung nicht liebte. Das war ein besonderer Fall. Sie war eben eine kalte Natur und wußte sich zudem mit meinen Härten, die doch nur äußerlicher Art sind, nicht abzufinden. Wo ich liebe, habe ich den heißen Drang, so bald wie möglich wieder zu versöhnen, und ich that es stets bei Uneinigkeiten. Aber sie war unbeugsam und unbiegsam. Das entfremdete uns auf die Dauer. Meine Tochter ist ebenso und hat es deshalb vorgezogen, eine Wohnung für sich zu beziehen. Wir haben uns vor einigen Wochen getrennt."

„Wie? Ihre Tochter ist nicht mehr bei Ihnen im Hause?"

Cellini schüttelte stumm den Kopf. Dann fuhr er, gleichgültig betonend, fort: „Da ich mich wieder zu verheiraten beabsichtige, hat das auch seine guten Seiten.“

„Sie wollen wieder heiraten, Herr Cellini?“

„Ja, ich liebe ein junges, schönes, edles und verkanntes Weib. Denkt sie wie ich, dann —“

Cellini hatte die letzten Worte in einem weichen Ton gesprochen, und als nun Frau Therese halb angeregt, halb arglos das Auge erhob, sah er sie mit Blicken an, die nicht mißzuverstehen waren.

Durch den Körper der Frau flog ein Schauer. Alles andere hatte sie erwartet, nur dies nicht.

Angst und Verwirrung bemächtigten sich ihrer, und plötzlich schnellte sie, seinen Blicken ausweichend, empor, ging, die Hand an die Stirn pressend, unruhig und ohne des Gastes zu achten, im Zimmer auf und ab und blieb endlich mit von ihm abgewendetem Blick vor dem Bilde ihres Mannes stehen.

Eine lange Pause entstand. Keiner wagte zu sprechen, weder er noch sie fand das rechte Wort.

Aber Cellini beherrschte allein das Gefühl der leidenschaftlichen Erregung.

Er musterte den Raum wie ein Mensch, der etwas Außerordentliches überlegt und sich versichern will,

daß er nicht beobachtet werden kann. Es fieberte in ihm, ihr zu sagen, daß er sie liebe.

Sein Blut pulsierte heiß, die Vernunft war verflogen, und mit zitternden Augen betrachtete er die feine Gestalt, die aus dem lichtgedämpften Hintergrund vor ihm aufstieg. Endlich erhob er sich, trat ihr langsam näher und flüsterte:

„Hören Sie mich, liebe, teure Frau, einen Augenblick ruhig an. Was kann dem Menschen das Leben bieten? Was erstrebt er? Glücklich zu sein! Um das zu erreichen, bedarf es in der Ehe einer der gegenseitigen Achtung entspringenden Liebe und geordnete und möglichst sorgenfreie Verhältnisse. Sie haben beides nicht gefunden. Sie kämpften fortwährend mit der Lebensnot, und Ihr Mann ging Wege, die Sie trennen mußten. Wollen Sie nachträglich etwas erzwingen, was sich nicht erzwingen läßt? Wollen Sie einsam und freudelos, von Sorgen gequält, Ihr junges Leben hinschleppen? Ich biete Ihnen meine Hand. Ich verspreche Ihnen, daß ich Sie lieben und achten werde, und wenn Sie mit meinen Fehlern nachsichtig sind, — ich weiß, Sie sind eine sanfte, gütige, edle Natur — so werden wir glücklich werden. Was Ihr Herz sich wünscht an äußeren Dingen, kann Ihnen werden. Ich besitze ein großes Vermögen, um das mich ein Fürst be-

neiden könnte. Für die Zukunft Ihrer Kinder, die auch die meinen sein sollen, ist damit auf das reichlichste gesorgt; wir werden sie zu tüchtigen Menschen heranziehen, und Sie werden Freude an ihnen erleben. Gewiß, ich bin Ihnen an Jahren voraus, aber da ich mich körperlich und geistig noch jung und rüstig fühle, werden Sie davon nicht eher berührt werden, als bis in uns beiden der Wunsch dereinst aufsteigt, ein ruhigeres und beschaulicheres Leben zu führen."

Cellini machte eine Pause, er hoffte, daß nunmehr die Frau sich zu ihm wenden, ihm antworten werde. Aber es geschah nicht. Sie hatte die Linke während seiner Rede auf Bultons Schreibtisch gestützt und stand da mit herabgesunkenem Haupt, als ob jedes Leben aus ihr gewichen wäre.

Nun endlich holte sie ein einzigesmal tief Atem, veränderte ihre Stellung und sank dann, die Hände auf die Augen pressend, wortlos in Bultons Arbeitssessel nieder.

Der Mann war ratlos. Hatte er die Grenze zu früh überschritten? Betrachtete sie seine Liebeswerbung als einen Verrat an ihrem ihm bewiesenen Vertrauen? Vielleicht! Und er hatte durch das Zufrüh sich alles verscherzt!

„Ich bitte, reden Sie!" hub er zart an, trat ihr

näher und suchte die Hände von ihrem herabgebeugten Angesicht zu lösen.

Aber sie wehrte ihm, erhob freiwillig das Haupt und sagte:

„Ich bitte Sie, wenn Sie wirklich die Achtung und Liebe für mich hegen, die Sie betonen, verlassen Sie mich jetzt, und erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen antworte. Es giebt Dinge, denen starke Naturen vielleicht gewachsen sind, ich aber bin ein schwaches, kämpfendes Geschöpf und vermag meine Gefühle nicht so rasch zu wechseln, wie man sich eines Kleides entledigt. Sehen Sie, dort von der Wand blickt der Mann auf mich herab, dessen Weib ich noch heute bin und bleibe, so lange uns das Gericht nicht getrennt hat. Achten Sie das Bestehende."

Nach diesen Worten machte sie eine Bewegung, durch die sie andeutete, daß sie das Gespräch als beendet ansehe, und reichte ihm zur Erhärtung ihres Wunsches mit ernster Zurückhaltung die Hand.

Noch sprach Cellini einige entschuldigende und besänftigende Worte, dann entfernte er sich, und wenige Minuten später war er auf der Straße.

Frau Therese aber stand nach seinem Fortgang noch lange regungslos da; sie hörte kaum hin, als

die Magd, die Cellini geleitet hatte, fragte, ob sie noch etwas begehre, und als diese gegangen, fiel sie abermals in den Lehnsessel zurück und starrte sinnend vor sich hin.

So saß sie, bis im Nebenzimmer die Uhr eins schlug. Durch die vorgerückte Stunde gemahnt, erhob sie sich. Aber der Ausdruck in ihrem Angesicht war völlig verändert. Nicht Schmerz, Schwermut und Sorge ruhten darin, sondern ein Zug von Spannung und gieriger Erwartung. Reich sein, etwas besitzen, keine Lebensnot mehr kennen, aus der Einsamkeit heraustreten, und dies können ohne nagende Vorwürfe, ihren Kindern das zuwenden, was ihnen dienlich war, — das alles bewegte die Frau. Liebe? Liebe für Cellini? Und das Weib eines Juden werden? Aber Liebe war ein Schemen! Wie hatte sie sich mit diesem Wort ihr Dasein aufgebaut, und wie ward sie betrogen! Und Jude oder Christ! Jeder Mensch hatte seine Fehler, und Bulton ebensowohl wie Cellini. Es gab eben nichts Vollendetes. Aber aus der fürchterlichen Not der Abhängigkeit endlich einmal herauszukommen, aufatmen und die Demütigungen abzustreifen zu können, die mit der Armut verknüpft sind — das war etwas, und das bot er ihr!

Und wenn sie ihm keine Antwort erteilt hatte,

so war's, weil sie sich geschämt hatte, daß sie bereits entschlossen war — ja zu sagen.

*

Theodor Kranach schrieb an seinem Tagebuch und las noch einmal laut durch, was er darin aufgezeichnet hatte:

‚Börne sagt: Als Pythagoras seinen bekannten Lehrsatz entdeckte, brachte er den Göttern eine Hekatombe dar. Seitdem zittern die Ochsen, so oft eine neue Wahrheit ans Licht gelangt!

‚Ja, Wahrheit, du mußt leise auf Socken schleichen und den Augenblick abwarten, wo dir in die Seelen der Menschen Eintritt gewährt wird. Kommst du, wenn ihnen die Laune nicht danach steht, rüttelst du an dem Altar, den sich ihre Eitelkeit aufgerichtet, so sei gewiß, daß du mit Stockschlägen von ihrer Thür gejagt wirst.

‚Laß mich rekapitulieren, was geschehen, seitdem ich die Langsamkeit meiner ehrlichen Überzeugung abgestreift, seitdem ich versucht habe, der Wahrheit zu ihrem Recht zu verhelfen! Nicht verhindert habe ich das Thörichte und Unvorteilhafte, sondern beschleunigt.

‚Ich sagte zu Bulton, er habe Pflichten gegen sein Weib, und er höhnte und verdächtigte mich und zog von ihr als ein falscher Schelm. Ich sagte Ilse,

eine Frau müsse ihre Würde, ihr Sittlichkeitsgefühl, die Scham sprechen lassen, und sie zerstampfte sie mit ihren Füßen. Ich sagte ihr, ich liebe sie nicht so, daß ich sie heiraten könnte, wir wollten aber Freunde bleiben, und sie warf dem Freund den Fehdehandschuh hin.

‚Ich sagte meinen Gläubigern, ich habe kein Geld, aber den guten Willen, es für sie zu erwerben, da steinigten sie meinen guten Willen, durch den sie zu ihrem Eigentum hätten gelangen können.

‚Ich mahnte Krimm, sein Ich der Ehre unterzuordnen, die Zeit wirken zu lassen, und er beschimpfte mich und ging hin und brachte die ins Verderben, der er noch vor Wochen ewige Liebe geschworen.

‚Ich sprach zu Frau Bulton und deckte ihr die Wahrheit auf; sie mied mich fortan. Und ihren Mann konnte sie so schnell vergessen, daß sie ihr Herz schon nach wenigen Monaten an einen rohen Geldmenschen verkaufte.

‚Ich sagte Cellini, daß ein Mann sich beherrschen müsse, daß Wille ohne That ein klägliches Puppenspiel sei, und er weidete sich in Gedanken schon im voraus an meinem zukünftigen Unglück.

‚Ich erklärte Ines La Croix, die mich zwang, meine ehrliche Ansicht zu äußern, daß Krimm ein Elender sei, und ich sah in ihren Mienen, daß ich

in ihr den Haß gegen mich heraufbeschworen. Die Wahrheit war ihr unbequem, weil sie ihn selbst — liebte.

‚Und wirst auch Du, Beatrice Cellini, Deine Liebe und Freundschaft in Gleichgültigkeit, in — Verachtung verwandeln, wenn ich Dir sage, daß ich Dein Mann nicht werden kann, daß ich um der materiellen Vorteile, die Du mir zu bieten vermagst, mein Herz nicht verkaufen will? Vielleicht!

‚Nur Dich, Marianne, werde ich sicher nicht verlieren! Oder doch auch Dich?

‚Welches Glück ist der Vorhang vor des Lebens Schaubühne! Sähen wir schon im voraus hinein, so würde uns der bloße Anblick des Eklen, das uns bevorsteht, ernüchtern.

‚Und jetzt ziehe ich zu der kleinen Minna Triller. Meine — Ilses Möbel — sind mir heute morgen abgeholt, ich schreibe an dem wackligen Tisch, der einst mein einziges Inventar bildete, als ich — ein glücklich in den Tag hinein lebender Jünger des Genusses — diese Wohnung bezog.

‚Lebe wohl, liebes kleines Gartenhaus!‘

Druck von August Pries in Leipzig